

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf. mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Der stille Weg.

Roman von Richard Skowronnek.

(8. Fortsetzung.)

Als der Baron und Herr Schmielle von der Mundfahrt heimkehrten, sah Frau von Duesendorp mit ihren Gästen noch immer auf der schattigen Parkveranda. Am blaßblauen Sommerhimmel über dem dunkeln Grün der Wipfel schwamm der Mond, spiegelte sich im Weiher, schläfrig plätscherte der kleine Springbrunnen über den mit Farnstauden besetzten, feuchtglänzenden Steinen, und schläfrig rann die Unterhaltung zwischen den drei Damen hin, die in den bequemen Korbsesseln um den runden Teetisch saßen.

Frau von Duesendorp nervös und verstimmt, die halbtotbe Frau von Reichner aus Groß-Klenzien mit ihrem ewigen und endlosen Häfelzeug — Gott allein mochte wissen, für wen sie diese kilometerlangen Hemdenbesätze häkeln mochte! — und Fräulein Schmielle. Tadellos angezogen — man brauchte nur mit einem Auge hinzusehen, um zu erkennen, daß die anscheinend so einfache Bluse und der süßfreie Autorock aus einem der allerersten Schneiderateliers stammten — aber fadblond, nichts sagend und schüchtern. Außer Ja und Nein war nicht viel aus ihr herauszubringen. Die Hauptperson aber, um die sich alles drehte, Fräulein Miz, die gnädigste Komtesse, hatte sich mit heftiger Migräne entschuldigt, lag oben auf ihrem Zimmer und las den neuesten Roman aus der Königsberger Leihbibliothek, vergnügt und gesund natürlich wie ein Fisch im Wasser. . . die gute Fanny da unten mochte sich nur plagen!

Die molante kleine Leutnantsfrau aus Maldeinen, die ja nur gekommen war, um für ihren geliebten Hausfreund Henner von Sacrow etliches auszuspienieren, war glücklich abgefahren, auch der Leutnant von Exleben hatte sich endlich empfohlen, nachdem er gesehen hatte, daß die junge Millionenerbin keine Miene machte, auf die ersten paar billigen Phrasen eines kleinen Provinzleutnants anzubeißen. . . wer weiß, wie viel Herren von der Garde ihr schon Ähnliches in die im übrigen ganz niedlichen und kleinen Ohren gesagt haben mochten! Denn wie hieß es in dem alten Kasinowitz? „Wo Was ist, da sammeln sich die Adler! . . .“ Und je länger diese Einsamkeit zu dreien währte, desto feindseliger wurde die Stimmung der Frau von Duesendorp, kaum daß sie sich noch die Mühe gab, auf die mit der überlauten Tonstärke der Schwerhörigen gestellten Fragen der alten Baronin Reichner in leidlich höflicher Weise zu antworten: wie sie mit ihrer neuen Mamell zufrieden wäre, ob sie die neue Roggenernte gut hereinbekommen hätten, und so weiter. Die kleine Leutnantsfrau

aus Maldeinen hätte es gar nicht nötig gehabt, ihr so deutlich zu zeigen, was sie über die Rolle dachte, die Frau von Reichner bei dem Handel spielte, sie ärgerte sich für ihren Teil gerade genug. Und sie hätte manches drum gegeben, wenn der am frühen Morgen an den Oberleutnant von Sacrow abgeordnete Brief ungeschrieben geblieben wäre. Wenn alles gut ging, ausgezeichnet! Dann gab es eine fürstliche Doppelhochzeit und eitel Freude, denn die vielen Millionen blieben sozusagen im Offizierkorps und im Land. Was aber, wenn alles anders kam, als vorausberechnet? Und Frau Fanny sah im Geist mit Schauern, wie all die Herrschaften, die mit Vergnügen die Feste der Frau Schmielle, geborenen Gräfin Prahlstorff, auf Schloß Prahlstorff mitgefeiert und sich gefreut hätten, daß der Koffe des Kommandeurs den schweren Goldfisch ergatterte, von ihrem Hause abrückten. Es wurden darin Geschäfte besorgt, auf denen die Strafe der gesellschaftlichen Achtung stand, wenn sie nämlich mißlangen! . . . Und ein großer Zorn stieg in ihr auf, wenn sie daran dachte, daß diejenige, für die sie sich einer solchen Gefahr aussetzte, sich wohlweislich fernhielt, um erst im entscheidenden Augenblick hervorzutreten. Wenn alles gut ging, hauchte sie ihr bräutliches „Ja“, wenn aber dieser Herr Schmielle samt Fräulein Schwester auf seinem Auto davonfuhr, zuckte sie mit den Achseln: Aber liebe Fanny! Und ich habe dir doch gleich im ersten Augenblick gesagt, wie unsympathisch mir diese ganze Angelegenheit gewesen ist!

Von der Hoffseite her kam das wütende Gebell der beiden an der Auffahrtsrampe liegenden Doggen, Frau von Duesendorp erhob sich mit dem Entschluß im Herzen, ein kurzes Ende zu machen, wenn der soeben heimgekehrte Gatte seine Zustimmung gab. Er war mit Herrn Schmielle ja mehr als vier Stunden unterwegs gewesen und hatte sich gewiß über den Stand der Angelegenheit ein ganz bestimmtes Urteil gebildet. Und bei ihrer so herzlichen Zueinandergewöhnung genügte ein kurzer Blick, um sich über das, was zu geschehen hatte, zu verständigen. War er der gleichen Ansicht wie sie, dann wurde ein vollständiges „changement de décoration“ vollzogen: kühle Behandlung des Geschwisterpaares, Abfage der zu morgen abend angelegten Gesellschaft; die brave Baronin Reichner aber ließ man einfach fallen, deutete, wenn man mit den einzelnen Herrschaften zusammentam, so leise die Gründe an, weshalb man sich von dieser Affäre zurückgezogen hätte, und blieb stolz und hochgeachtet. Aber um Himmels willen nur nicht dieser kleinen Leutnantsfrau, die sich so spitzfindig verabschiedet hatte,

die Zeit lassen, womöglich die Malbeiner Gesellschaft zu alarmieren . . .

Die beiden Herren betraten die Veranda, Frau Fanny warf ihrem Gatten einen fragenden Blick zu, in dem geschrieben stand: Gehen lassen oder zum Nachtessen einladen? Und als ihr geliebter Dicker darauf mit einem vergnügt pfliffigen Gesichtsausdruck nickte, protestierte sie aufs lebhafteste gegen die Absicht von Fräulein Schmielke, schon jetzt die Heimfahrt nach Groß-Menzien anzutreten. Und gerade, als sie ihrem Gatten einen Wink geben wollte, unauffällig nach oben zu gehen, um der angeblichen Migräne ein energisches Ende zu bereiten, betrat die Hauptperson den Schauplatz.

Und recht wie eine Primadonna auf dem Theater, so mußte Frau Fanny denken, hatte sie sich ihr Auftreten zurechtgemacht. Die Spannung war auf dem Höhepunkt; denn gerade hatte Frau von Reichner mit ihrer blechern Trompetenstimme wieder einmal bedauert, wie jammer schade es wäre, daß die liebe Mirz wegen ihrer Migräne nicht herunterkommen könnte, ein leichtes Nauschen von der Parkdielen her, das die auf der Veranda Stehenden veranlaßte, die Köpfe zu wenden, und sie erschien wie ein Bild zwischen den Vorhängen der geöffneten Tür. Angetan mit dem entzündenden mattblauen Deshabillé, das mit seinen lang herabfließenden Falten ihre königliche Gestalt zur eindringlichsten Wirkung brachte, und von dem Frau Fanny einmal halb im Ernst, halb im Scherz gesagt hatte: „Mirz, für unsere Duesfendorfer Abende verbitte ich mir diese blaue Verführung; mein Alter wird sonst womöglich auf Vergleiche gebracht, die nicht gerade zu meinen Gunsten ausfallen dürften . . .“

Nur einen Augenblick stand sie da, vom hellen Licht der auf dem Teetisch brennenden Lampe umflossen; aber dieser eine Augenblick hatte anscheinend genügt, um Herrn Schmielkes Herz in Flammen zu setzen. Frau Fanny, die neben ihm an der Balustrade stand, sah deutlich, wie seine Augen sich weiteten, und wie er einen halben Schritt vorwärts tat, als wollte er die schon wieder entschwebende holde Lichtgestalt an ihre Stelle bannen . . .

„Ach, pardon,“ hatte Mirz mit einem Erröten gesagt, „und ich hatte geglaubt, euer Besuch wäre schon fortgefahren!“ Wollte sich wieder zurückziehen, zum Schein natürlich nur, denn irgend eine Aufforderung, doch unten zu bleiben, würde ja schon erfolgen. Und Frau Fanny mußte unwillkürlich denken: „euer Besuch“ ist ausgezeichnet! Als wenn sie die ganze Geschichte gar nichts angehe! . . .

Die Baronin Reichner war aufgesprungen und hatte sich mit geöffneten Armen auf die zum Abgang Gewendete gestürzt. „Mirz, geliebte Mirz, den ganzen Nachmittag habe ich mich nach Ihnen gesehnt, und jetzt wollen Sie mich so schöne verlassen? . . .“ Und die „geliebte Mirz“ ließ sich wirklich erweichen, erklärte zunächst, daß sie nur rasch die Toilette wechseln wollte; als aber die Baronin zurückkehrte, sie würde ein solches „Umstände machen“ als persönliche Beleidigung auffassen, nahm sie mit einem lebenswürdigen Lächeln die Vorstellung des Geschwisterpaares Schmielke entgegen und ließ sich mit einem leichten Aufseufzen, das ihren immer noch leidenden Zustand andeuten sollte, in den Korbsessel fallen, in dem sie die beste Beleuchtung hatte. Sie brauchte sich nur zurückzulehnen, um aus dem hellen Licht der Tischlampe den Kopf in jenes interessante Halbdunkel zu bringen, in dem ihre schon ein wenig scharf verlaufende Profillinie den vorteilhaftesten Eindruck machte.

Und von jetzt an lebenswürdige Komtesse, die harmlos mit gefällig Gleichstehenden plauderte, ganz und gar „korrekte Linie“, nicht zu viel Entgegenkommen und nicht zu wenig.

Durch einen Zufall hatte sich herausgestellt, daß Fräulein Elisabeth Schmielke das gleiche Genfer Institut besucht hatte, in dem die Komtesse Prahlstorff nach dem frühen Tod ihrer Mutter erzogen worden war, und aus diesem zufälligen Zusammentreffen ergab sich ein heiterer Austausch gemeinschaftlicher Erinnerungen, bei dem das bis dahin so schweigsame

junge Mädchen ordentlich auftaute. Und als die Komtesse fragte, ob die réverende-mère, wie die Institutsvorsteherin genannt wurde, noch immer verstoßen aus der in der Modetaste getragenen Düte schnupfte, bejahte Fräulein Elisabeth lachend, imitierte mit einer gewissen Drolerie die umständliche Manipulation und schilderte unter allgemeiner Heiterkeit, welche Mühen die würdige Dame anzuwenden pflegte, um die Aufmerksamkeit ihrer weiblichen Zöglinge von ihrer Nase abzulenken, der sie das köstliche Schnupfpulver zuzuführen gedachte. Und als Mirz darauf erzählte, wie sie eines Tages der nämlichen alten Dame, die sich alle Sonntagmorgen den stattlichen Schnurr- und Backenbart zu rasieren pflegte und zuweilen mit einer Reihe von „Schmissen“ im Gesicht herumliefe, vor der verammelten Selektta einen Sicherheitsapparat überreichte, weil sie es nicht länger übers Herz bringen konnte, das teure Blut der réverende-mère fließen zu sehen, traf sie ein bewundernder Blick des jungen Mädchens. „Das sind Sie gewesen, Komtesse? Gleich am ersten Tag wurde mir von dieser Heldentat erzählt, aber man wußte sich nicht mehr zu erinnern, wer sie ausgeführt hatte!“ . . . Die Brücke der Sympathie war geschlagen.

Herr August Schmielke aber, der sich in der Gesellschaft der Damen viel befangener gab als vorhin auf der gemeinschaftlichen Fahrt, brachte der Hausherr zum Sprechen. Als in dem Gespräch der jungen Damen eine kleine Pause eintrat, wandte er sich zu seinen beiden Söhnen, die mit ihrem Hauslehrer und Mitindianer, dem blonden Theologielandibaten, am unteren Ende der Tafel saßen: „Jungens, wenn ihr Herrn Schmielke recht schön bittet, erzählt er euch vielleicht was aus der Heimat eures Freundes Winnetou. Er hat nämlich mit dem großen Apatschenhäuptling in den Rocky Mountains den grauen Bären gejagt!“

„Ach nee“, sagte Heinz, der Ältere. Der Jüngere aber, der mit seinem Vater in der bilderreichen Indianersprache zu verkehren pflegte, erwiderte: „Pshaw! Mein weißer Bruder spricht wieder einmal mit einer gespaltenen Zunge. Ich sehe keine Skalpel!“

Die ganze Tischgesellschaft brach in Lachen aus, der Baron von Duesfendorp aber bemerkte ganz ernsthaft: „Mein junger Bruder ist ein großer Krieger, die Coyoten von Sioux zittern vor ihm, wenn er das Kriegsbeil ausgräbt, aber er hat noch nicht oft genug den Winter gesehen, um über einen so erfahrenen Westmann urteilen zu können. Und vielleicht denkt mein junger Bruder daran, daß auch Old Shatterhand, wenn er in die Städte der Weißen zurückkehrte, das Lederband und die Leggins des Westmannes mit der Kleidung der Europäer vertauscht hat!“ Und der Junge musterte Herrn Schmielke mit prüfenden Blicken. „Ich habe vernommen! Der Fremdling, der heute zum erstenmal an unserm Lagerfeuer sitzt, möge uns beweisen, daß er kein ‚Greenhorn‘ ist. Dann werden wir mit ihm die Pfeife des Friedens rauchen, Howgh!“

Erneute Heiterkeit, und aller Augen richteten sich auf den Gast, neugierig, wie er sich mit der gestellten Aufgabe abfinden würde. Herr Schmielke aber lächelte. „Wenn mein junger weißer Bruder gestattet, bringe ich morgen nachmittag meinen Browningrevolver mit. Vielleicht bietet sich eine Gelegenheit, die gewünschte Probe abzulegen.“ Und im Anschluß an diese Bemerkung erzählte er ganz schlicht und ohne jede Ausschmückung, wie ihn einmal vor Jahren im wilden Westen Amerikas seine überlegene Schießkunst gerettet hatte. Er hatte friedlich mit dem Manager seiner Jagdexpedition in der Bar eines kleinen Goldgräbernestes der Sierra Nevada seinen Whisky getrunken, als zwei Desperados mit dem gespannten Revolver das Lokal betraten. „Hände hoch!“ kommandierte der eine in der lebenswürdigen Absicht, den reichen Jagdreisenden durch seinen Kumpan unter dem Schutz der Waffe möglichst gründlich ausplündern zu lassen. Aber er hatte noch nicht das Wort „Hände“ ausgesprochen, als er sich mit seinem Spießgesellen schon am Boden wälzte. „Ich hatte zufällig meinen Revolver vor mir auf dem Tisch liegen, es war kein Kunststück“, schloß er.

„Sie haben die beiden Menschen ganz einfach erschossen?“ fragte Frau von Duesfendorpf, ihr Jüngster aber erwiderte nur mit einem geringschüssigen Achselzucken: „Gott, Mama, du sprichst wie eine ‚Squam‘! Das ist doch eins der ungeschriebenen Gesetze des wilden Westens!“ Und Herr Schmiele, dem es nicht entgangen war, daß die dunklen Augen der Komtesse Brahlstorff bei seiner kurzen Erzählung ganz merkwürdig aufgeleuchtet hatten, pflichtete seinem „jungen, weißen Bruder“ bei: „In der Tat, gnädige Frau, es ist so. Ich hatte danach nur eine kurze Unterredung mit dem sehr ehrenwerten Gentleman, der in Dear Springs — so hieß das kalifornische Goldgräberneist — die Polizeigeschäfte besorgte, bezahlte mit zehn Dollars die Begräbniskosten für die beiden in Ausübung ihres Berufs so plötzlich Verstorbenen, ein Protokoll wurde aufgenommen, und ich durfte unbehelligt weiterreiten.“

Und Herr Schmiele mühte, nicht nur von den beiden Jungen gedrängt, weiter erzählen von seinen vielseitigen Reisen und Jagdabenteuern. Und nicht nur die beiden Jungen hingen in atemloser Spannung an seinen Lippen . . .

Als nach beendigtem Nachtessen die jungen Duesfendorfs sich mit ihrem Hauslehrer in die oberen Gemächer verfügen sollten, gab es lauten Protest, aber Frau Fanny machte kurzen Schluß, verhieß ihnen, daß Herr Schmiele morgen weiter erzählen würde, und gab dem Gatten einen Wink, ihr zu einer kurzen Aussprache zu folgen. Auf der dämmerigen Hausdiele holte er sie ein. „Du, Fannutschla, eine Frage. Hast du zu morgen abend auch den Oberleutnant Kalkhoff von den Chasseuren eingeladen?“

„Kalkhoff? Diesen langweiligen Menschen! Und weshalb?“

„Ein Geheimnis zwischen mir und Herrn Schmiele, und wenn ich die Talente der alten Reichnerin besäße, wäre viel Geld damit zu verdienen!“

„So, also das bedeutete dein pflügendes Schnunzeln, als du vorhin mit Herrn Schmiele nach Hause kamst?“

„Ne, das bedeutete ganz was anderes, nämlich Brahlstorff, Langenheide und Bieltau und Heinrichswalde, der Kerl ist imstande, den halben Kreis Waldeinen zusammenzukaufen, vorausgesetzt natürlich, daß Alix Vernunft annimmt.“

„Donnerwetter!“ sagte Frau Fanny. „Aber ich glaube, sie ist schon halb und halb auf dem Weg. Oder meinst du vielleicht, sie hätte für uns beide und die alte Reichnerin das himmlische tea-gown angezogen, mit dem herzförmigen Aus-

schnitt und den so fleidsamen Längsfalten? Und wie lange, meinst du, hat sie vor dem Spiegel gestanden und überlegt, was sie für dieses erste Auftreten anziehen sollte?“

„Hm, na ja,“ erwiderte der Baron mit einem gutmütigen Brummen, „und entschuldige nur, Fannutschka, wenn ich mich in solchen modernen Seelenwandlungen nicht auskenne! Erst um den einen heulen, bis man Migräne kriegt, und sich dann für den andern fein machen . . . also das geht über meinen Horizont!“



Nachtrube.

Gemälde von B. Liljefors.

Als Herr und Frau von Duesfendorpf auf die Parkteranda zurückkehrten, hatte Frau von Reichner, um dem Geschwisterpaar jeden Vorwand für einen vorzeitigen Aufbruch zu nehmen, längst schon für eine neue Abwechslung in der Unterhaltung gesorgt. Während der nicht ganz ungefährlichen Pause, die nach dem Abgang der beiden Jungen samt ihren Eltern eingetreten war, hatte sie Alix gebeten, doch ein paar jener entzückenden Liederchen zu singen, auf die sie sich schon die ganze Zeit über gefreut hätte. Und die Komtesse hatte sich nicht lange nötigen lassen. Der alte Diener Friedrich brachte die Gitarre mit dem breiten Kosaseidenband, Alix lehnte sich im Stuhl zurück, so daß ihr Gesicht ins dämmerige Halbdunkel kam, ihre schlanken Finger griffen in die Saiten, und sie sang mit kleiner, aber wohlgebildeter Stimme ein paar der sentimentalsten Liedchen aus der Großmutterzeit, die durch eine der wechselnden Launen der Mode wieder den Reiz des Allerneuesten gewonnen hatten: „Seht ihr

drei Kasse vor dem Wagen“ . . . „Du hast

Diamanten und Perlen“ und schloß mit einem modernen Liedchen, das mit vielem Feingefühl den Ton der längstvergangenen Tage traf: „Es geht ein Liedchen im Wolke, die Mädchen singen's zur Nacht, wenn unter den flüsternden Halmen im Felde die Sehnsucht erwacht . . .“ Der letzte weiche Akkord der Gitarre verklang, und auf der Parkteranda entstand eine lange Pause ergriffenen Schweigens. Die Baronin Reichner zog ihr Taschentuch, um aus den Augenwinkeln ein paar Tränlein zu tupfen, Fräulein Elisabeth sah mit schwimmenden Augen in den Mond, ihr Bruder aber stand, an die Balustrade gelehnt, das Gesicht im Schatten, und verwandte kein Auge von der Sängerin. Und Frau Fanny trat ihrem „geliebten Hippopotamus“ unter dem Tisch auf den umfangreichen Fuß und sandte ihm einen Blick zu: Na, merkst du jetzt endlich? . . .

Danach wollte die Unterhaltung nicht mehr in rechten Fluß kommen. Mir schien abgesspannt, und Frau von Reichner drängte zum Ausbruch. Die erste Zusammenkunft war über Erwarten zufriedenstellend abgelaufen, aber nur nicht den günstigen Eindruck durch ein allzulanges Verweilen abschwächen! Morgen war ja auch noch ein Tag, und beim Gartenfest würde sie schon Gelegenheit finden, als „mütterliche Freundin“ mit Mir ein paar ernsthafte Worte zu sprechen; aber als gewiegte Menschenkennerin glaubte sie ihrem Schutzbefohlenen schon heute mit gutem Gewissen den Rat geben zu dürfen, wegen des Anlaufes von Prahlstorff, Langenheide und Bielfau mit dem Gläubigerkonfession in ernstliche Unterhandlungen zu treten.

Die Geschwister verabschiedeten sich, Herr August Schmielke machte der Komtesse eine stumme Verneigung, bedankte sich bei der Hausherrin mit einem Handkuß für die so liebenswürdige Gastfreundschaft, dem Herrn von Duesendborp aber drückte er so herzlich die Rechte, daß dieser ihm freundlich zunickte und halbblau sagte: „Ich verstehe schon. Und, was mich angeht, ich würde mich über die neue Nachbarschaft herzlich freuen! . . .“

Als Fräulein Elisabeth aber auf die Komtesse zutrat, ein wenig ungewiß, ob sie mit einem shake hands oder einer Verneigung Adieu sagen sollte, geschah etwas Merkwürdiges. Die stolze Mir zog sie zu sich heran, nahm ihre schwächliche Gestalt in die Arme und sah ihr herzlich in die Augen.

„Sie gefallen mir, mein Kind, und ich werde Sie nicht vergessen!“

Die Kleine sah erst ein wenig unsicher drein, dann aber schluchzte sie leise auf und barg ihr blondes Köpfchen an der Brust der neugewonnenen Freundin. Und Herr Schmielke, der hinübergesehen hatte, trat zu der Gruppe. „Gnädigste Komtesse werden entschuldigen, aber das Kleine da war viel allein in seinem Leben. Ich hab' sie mit vierzehn Jahren in die Pension gesteckt, und erst vor ein paar Monaten besam ich mich, daß jemand da unten in Genf saß, der Anspruch auf meine brüderliche Liebe hatte.“

„Ich kann's ihr nachfühlen, Herr Schmielke, ich war in ähnlicher Lage. Nur war es kein Bruder, sondern der eigene Vater. . .“ Ein herzhaftes Händeschütteln danach. Das Auto fuhr rasselnd und fauchend vor, ein kurzes Intermezzo, bis die Insassen sich reisefertig gemacht hatten, allgemeine Heiterkeit, als die Baronin Reichner erklärte, sie hätte selbstverständlich schon vor der Herfahrt ihr Testament gemacht, Händewinken . . . „Gute Nacht, gute Nacht!“ und „Glückliche Heimkehr!“ . . . der Chauffeur im schwarzen Lederanzug rückte am Hebel, die Räder knirschten im Gartenkies, und der Besuch war vorüber.

Fräulein Elisabeth, die neben ihrem Bruder saß, schlang den linken Arm um seinen Hals und rechte sich zu seinem Ohr. „Du, die hab ich liebgewonnen, Brüderlein! Und, wenn du sie erobern solltest, ich glaube, sie würde es ehelich meinen . . .!“  
(Fortsetzung folgt.)

## Die Hygiene der Morgenstunde.

Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth.

Die Morgenstunde ist gesundheitlich in mehrfacher Beziehung für den ganzen Tag entscheidend: für die Arbeitsfähigkeit, für die Verdauung und für den Schlaf. Das alte Sprichwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde“ bezieht sich nur auf die Fähigkeit zur Arbeit; die beiden andern Gesichtspunkte gehören zu den Erfahrungen, die man heute noch nicht aus Büchern lernen kann, weil sie noch nicht drinstehen, die sich aber aus genauen Beobachtungen an Tausenden von Menschen zweifellos ergeben. Und weil heute Hunderttausende und Hunderttausende von Menschen, und gerade die besten, die geistig arbeitenden, über ihre Verdauung und über ihren Schlaf zu Klagen haben, ist es nötig, diese Verhältnisse einmal gründlich zu erörtern.

Pünktlichkeit im Tagesbeginn ist die unumstößliche Regel. Damit ist nicht gesagt, daß die Zeit des Tagesanfanges in jedem Fall sehr früh sein muß. In dieser Richtung wird das vorhin angeführte Sprichwort oft ganz falsch verstanden, als ob je früher desto besser sei. Die Stunde muß sich vielmehr danach richten, wann der einzelne bei vernünftiger Anordnung seines Tagwerkes und seiner Schlafzeit ausgeschlafen haben kann. Acht bis neun Stunden Schlaf sind dem Erwachsenen nötig; zweckmäßig ist es, um zehn Uhr ins Bett zu gehen, so daß man um sieben Uhr aufstehen kann. Oft bringen die Lebensverhältnisse es mit sich, daß das Schlafzimmer regelmäßig erst eine Stunde später aufgesucht werden kann; dann muß auch das Aufstehen eine Stunde hinausgeschoben werden. Die allgemeinen Lebensverhältnisse sind hier bestimmend; die bloße Gewohnheit, spät ins Bett zu gehen, ist natürlich kein Moment der Gesundheitspflege. Wenn der Vater bis neun Uhr abends arbeitet, oder wenn die Kinder erst so spät ins Bett geschickt werden und die Eltern dann noch bis elf Uhr aufstehen wollen, um die Ruhe des Abends zu genießen, so ist das oft ganz leicht dadurch zu ändern, daß die Arbeit des Hausherrn besser eingeteilt, unnötige Überarbeitung eingestellt, die Kinder rechtzeitig um acht Uhr ins Bett gebracht werden. Das kann ich hier nur flüchtig berühren.

Ob nun sieben oder acht Uhr oder noch eine andere Stunde für das Aufstehen gewählt sei; die einmal festgesetzte Zeit sollte immer genau eingehalten werden. Wer regelmäßig lebt, kann es sehr gut überwinden, zur gewohnten Zeit aufzustehen, auch wenn er einmal durch Arbeit, Vergnügen, Reise usw. später ins Bett gekommen ist. Wer in abhängiger Stellung arbeitet, muß das ja ohnehin; ein festerer Schlaf in der nächsten Nacht oder eine kurze Ruhe im Lauf des Tages gleicht den Mangel leicht wieder aus.

Für den Gesunden wird das gewöhnlich zugestanden, aber bestimmter Widerspruch wird alsbald laut, wenn es sich um Menschen mit schlechtem Schlaf handelt. Dieses bekannte Leiden aller Nervösen, in vielen Fällen die einzige Erscheinung einer vorhandenen leichten Nervenschwäche, tritt ja in der Mehrzahl der Fälle so auf, daß der erste Teil der Nacht wachend oder in unruhigem Schlaf verbracht wird und erst der Morgen festen Schlaf bringt. Da erscheint es gegeben, daß man nun schläft, so lange es geht, und auf diese Art den Verlust nach Möglichkeit wieder einbringt. Ich habe das früher bei meinen Patienten auch so gehalten, aber seit Jahren bin ich durch die Erfahrungen zu der sicheren Überzeugung gelangt, daß durch dies Nachgeben immer wieder das Übel fortdauert. Man heilt die Schlaflosigkeit natürlich nicht dadurch, daß man die Kranken morgens pünktlich weckt — so einfach ist die Sache denn doch nicht, aber der pünktliche Tagesbeginn ist geradezu eine Bedingung für die wirkliche Heilung. Ich entschuldige mich daher bei meinen Patienten wegen der scheinbaren Grausamkeit, ihnen den mühsam errungenen Morgen Schlaf zu stören, aber ich bleibe bei dieser Gewohnheit, mit bald erkennbarem Nutzen.

Gelegentlich hört man auch von Ärzten sagen, sie seien von Natur „Morgenschläfer“ und könnten doch nichts Ordentliches leisten und befänden sich den halben Tag schlecht, wenn sie morgens herausgerissen würden. Für was die gute Natur doch alles herhalten muß! Bei gründlicher Prüfung zeigt sich in jedem Fall, daß die Natur gar nicht schuld ist, sondern



By permission of Rafael Tuck & Sons, London.

Eine Strafverfegung.  
Gemälde von C. Burton Barber.

daß man sich durch irgend ein unzweckmäßiges Verhalten, durch Studieren bis in die Nacht hinein und dergleichen den Schlaf verdorben hat und deshalb morgens nicht ausgeruht war. Bei richtiger Lebensweise geht es auch ihm anders.

Ähnlich wichtig ist der regelmäßige Tagesbeginn für die Darmentleerung. Die Bewegungen des Darms, die seinen Inhalt weiter schaffen, bekommen ihre wichtigsten Anregungen durch die Mahlzeiten. Jede einzelne Mahlzeit gibt dem Darm einen Anstoß zur Tätigkeit, und die Summe der durch die verschiedenen Mahlzeiten gegebenen Anstöße bewirkt schließlich die Entleerung. Es ist klar, daß diese nur regelmäßig erfolgen kann, wenn auch die Anstöße regelmäßig sind. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei das erste Frühstück, seiner Zeit und seiner Art nach. Dieser Einfluß ist viel größer als die gewöhnlich sehr überschätzte Wirkung der Körperbewegung. Durch regelmäßige und zweckmäßige Mahlzeiten gelingt es auch bei Menschen, die monatelang im Bett liegen und ganz ohne Körperbewegung leben, eine regelmäßige Darmtätigkeit zu erzielen.

Die andern Erfordernisse der Morgenstunde brauchen nur kurz angegeben zu werden: nach der von selbst oder durch Wecken rechtzeitig eingetretenen Beendigung des Schlafes sofort aufstehen, also nicht etwa bei früherem Aufwachen auch früher aufstehen. Dann alsbald das Nachthemd ablegen und eine gründliche Waschung des ganzen Körpers, mindestens des Oberkörpers vornehmen. In der besseren Jahreszeit benutzt man dazu das Wasser, wie es im Zimmer gestanden hat; im Winter ist es namentlich für Zartere, aber auch für alle Nervösen zweckmäßig, das Wasser zu ausgedehnteren Waschungen 15 bis 20 Grad Reaumur warm zu nehmen. Das genügt für die Abhärtung vollkommen und greift nicht an. Sehr zweckmäßig ist es, während der Toilette möglichst unbekleidet zu sein und damit der Haut des Körpers die Wohltat eines Luftbades zu geben. Empfindliche dürfen nur im Sommer zu dieser guten Gewohnheit übergehen. Auch die genauere Fürsorge für den Mund, für das Haar, den Bart usw. soll möglichst in diesem paradiesischen Zustand vorgenommen werden. Auch eine kurze Zimmergymnastik läßt sich anschließen. Dann kleidet man sich an und begibt sich zum ersten Frühstück. Empfehlenswert ist es, zu Beginn des Ankleidens ein Glas kaltes Wasser, bei Darmträgheit noch besser ein Glas kohlensaures Wasser zu trinken.

Die Art des Frühstücks ist sehr mannigfaltig, nach Rücksichten des Geschmacks und der Gesundheit. Neben dem obligaten Kaffee, Tee, Kakao der Gasthäuser findet man in den Familien Milch, Malzkaffee, Hafer- und andere Suppen. Für das gesamte Kindesalter, etwa bis zum sechzehnten Jahr, sollten Kaffee und Tee ganz ausscheiden, weil ihre Alkaloide dem jugendlichen Körper sicher nicht zuträglich sind. Bei zahl-

reichen Erwachsenen wird man dasselbe sagen müssen. Außerdem aber läßt sich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß beide Getränke in der weit überwiegenden Mehrzahl der Familien unseres Landes in einer so minderwertigen Beschaffenheit auf den Tisch kommen, daß man schon deshalb darauf verzichten sollte. Die sogenannten Familien- oder Haushaltkaffees insbesondere sind wirklich nicht mit einem echten Kaffee zusammenzubringen; aus schlechtem, unendlich oft verfälschtem Material wird in Hast und Unkenntnis ein Trank bereitet, den der Kenner als ungenießbar, als Zichorienbrühe usw., bei Seite schieben würde. Aber auch aus guten Bohnen läßt sich nur bei sorgfältiger Herstellung ein ordentlicher Kaffee gewinnen. Wenn man schmeckt, was auf vielen Bahnstationen, in Kaffeehäusern, in einzelnen Speisewagen, in manchen Restaurationen der Ausflugsorte usw. als Kaffee aufgetischt wird, kann man sich des lebhaften Bedauerns nicht erwehren, weshalb da nicht lieber an Stelle eines üblen Produktes der tropischen Kaffeepflanze der gute inländische Malzkaffee verabreicht wird, der so leicht in zuverlässiger Güte zu beschaffen und ebenso leicht herzustellen ist und wirklich vortrefflich, rein und aromatisch schmeckt. In den Gaststätten ihn einzuführen, kann ja dem einzelnen nicht gelingen, aber in der Familie sollte man noch viel mehr dazu übergehen, als das heute schon der Fall ist. Als gutes Frühstücksgetränk muß auch der Kakao bezeichnet werden, wenn er aus guter Fabrik ist; zum Glück haben wir deren in Deutschland eine ganze Anzahl. Immerhin stört Kakao bei vielen die Verdauung, bei manchen wirkt er aufregend.

Außer dem Getränk soll man beim ersten Frühstück mindestens ein Brötchen oder eine Semmel mit Butter zu sich nehmen, besser zwei, da der Magen doch seit etwa zwölf Stunden leer gewesen ist. Für alle Altersklassen ist eine Zugabe von Honig, Marmelade und dergleichen zu empfehlen, weil diese schönen Sachen durch ihren Zuckergehalt nahrhaft, dabei wohlgeschmeckend sind und zugleich die Magen- und Darmtätigkeit wohlthuend anregen.

Die Hygiene der Morgenstunde erfordert auch, daß das Frühstück in Ruhe eingenommen wird. Daher muß die Zeit des Aufstehens so eingerichtet werden, daß vor dem Beginn der Tagesarbeit hinreichend Zeit für das Frühstück bleibt. In den Großstädten ist das ein gewichtiger Grund gegen den Schulbeginn um sieben Uhr, denn bei einem halbstündigen Schulweg muß dann das Frühstück schon um sechs Uhr, spätestens um sechs Uhr fünfzehn Minuten anfangen. Damit fällt aber die Zeit des Beckens allzu früh, namentlich für die Eltern, die doch nicht mit den Hühnern ins Bett gehen können, deren Gegenwart am Frühstückstisch aber für ein wirklich ruhiges Frühstück, für einen geordneten Tagesanfang außerordentlich erwünscht ist. Die Harmonie der ersten Tagesstunde ist oft für den ganzen Tag maßgebend!

## Lebenswerte.

Skizze aus dem Leben. Von Margarete Steiner.

Weit hinten, wo die schmalste Gasse der kleinen Provinzstadt am engsten und dunkelsten wird, wo die Häuser am dürftigsten und schmutzigsten aussehen, wohnte seit Menschen- gedenken der alte Trödler.

Er lebte mit seinem etwa vierzehnjährigen Sohn, dem Matschek, zusammen, und sein Gewerbe war der Handel mit Haiensellen, die er auf den benachbarten Gütern kaufte, wenn die großen Jagden waren. Außerdem erstand er auch die abgelegten Kleider der Herrschaften, um sie, neu hergestuft, an die ärmsten der Stadtbewohner wieder zu verhandeln. Eine weitere Tätigkeit konnte ihm niemand nachweisen.

Der alte Mann war geradezu eine Berühmtheit in der Gegend, alle Kinder kannten ihn und standen sich, wenn sie es durften, offiziell freundschaftlich mit ihm und, wenn sie es nicht durften, heimlich! Die Mädchen auf dem Land schauten erfreut

nach ihm aus, wenn er durch das Hofstor gehumpelt kam, und suchten nach allerhand Flicdenklam, denn er tauschte ihn gegen schönes buntes Band oder Stopfnadeln ein. Tagaus, tagein war der Trödler unterwegs, und seine alten Fische schienen unermüdet zu sein, sein breiter Mund ewig aufgelegt, spähige Geschichten zu erzählen oder über die Not der Zeit zu klagen.

Sein Junge saß indes daheim in der niedrigen Stube, wo die Waren des Alten aufgespeichert lagen und die Wände schwarz waren vom Qualm der kleinen Petroleumlampe, die vom Morgen bis zum Abend im dunklen Winkel des Ladens brennen mußte. Gar seltsam vermischte sich ihr beifender Qualm mit dem Geruch der Lumpen und Felle, und mancher Käufer atmete wohl befreit auf, wenn er nach erledigtem Handel wieder in die freie Luft hinaustraten durfte, obschon die enge Gasse nur einen recht bescheidenen Teil davon einließ.

Matschel hatte sich seinen Platz an dem niedrigen Fenster gewählt, und er ließ stets durch einen kleinen Spalt frische Luft hereinströmen, denn in des Ladens Dunkel und Dunst glaubte er ersticken zu müssen.

Auch heute sah er auf seinem Platz, sah über seine Schularbeiten gebeugt, während draußen der kalte Regen auf die Steine des Pflasters schlug und die dunkle Gasse noch dunkler machte. Von Zeit zu Zeit spähte der Knabe zum Fenster hinaus, der Vater blieb heut so lange, und das Wetter war so schlecht! Da, Schritte! Doch nein, das war nur der Laternenanzünder, der mit seinen schweren Schuhen die Gasse heraufkam. Trübselig glimmten die Flämmchen hinter den verregneten Glasscheiben auf, dann tappte der Mann weiter, und wieder war es totenstill in der Gasse.

Matschel seufzte. Er stützte den Kopf in die hageren Hände, die groß und knochig aus den viel zu kurzen, abgetragenen Jackenärmeln hervorblickten, und sah mit starren, sehnächtigen Augen hinaus ins Dunkel. In dem noch unentwickelten Knabengesicht lag etwas, das den Beschauer hätte anziehen können, es war, als ob beständig eine große Frage auf des Kindes Lippen schwebte, eine Frage, die auszusprechen es sich scheute, weil es nicht die rechten Worte dafür fand.

Etwas zwei Stunden später sah der Trödler mit seinem Sohn zusammen an dem Tisch am Fenster, beide aßen ihr Abendbrot. Es war während der letzten Stunde laut hergegangen im Laden des Trödlers. Gegen Abend kamen seine Kunden, Arbeiter, die selbst nicht eher Zeit hatten und zudem wußten, daß der Alte meist spät heimkam. Matschel hatte dem Treiben verständnislos zugeschaut und war froh gewesen, als sie alle fort waren; jetzt biß er schweigend in seine Brot-schnitte hinein und blätterte in einem Buch, das er unter dem Trödelstam gefunden hatte.

Der Trödler betrachtete ihn lange, und wenn der Sohn es nicht sah, glitt ein Schimmer unendlicher Liebe über des Alten runzliges Gesicht, und seine sonst scharfe Stimme klang mild und ruhig, als er jetzt fragte: „Was hast gemacht, als ich fort war, Matschel?“

„Schularbeiten, Vater!“ war die lakonische Antwort.

„Na, und sonst, mein' ich?“

Der Junge schwieg.

„Hast doch mind'stens noch an zwei Stunden Zeit gehabt, da konnt'st du doch was vornehmen? Du weißt doch, was ich mein!“

„Nein, Vater!“ Matschel sah ihn groß und scheu an.

„Na, du kennst doch den Jungen vom Klempner auf 'm Markt! Ich sag' der doch, du sollst mal so nebenher hordchen, ob der nich seinen ollen Handwagen verkaufen will; vorm Jahr, da wollt' er's doch, fand sich man bloß feiner. Jetzt hab ich wen dafür, aber wenn man das so gerad raus sagt, denn denkt der Halunke, er kann weiß Gott was fordern. Na, da sollt' du doch mal so hinten 'rum fragen! Hast'e's rein vergessen?“

„Nee, Vater, aber so was tu' ich nicht! Laß man, das versteh' ich ja doch nicht!“

„Bist'n Dummlack! Na, schad't nich, hast ja noch dein' Vater, der für dich sorgen tut! Wo bist' denn gewesen? Na?“

„Ich war mit dem Fritz vom Fleischer von der Ecke auf 'm Feld, der Fritz hat Kartoffeln geholt, die haben heut warme Knoblauchwurst mit Pellkartoffeln zu Abend.“

„Na, wenn du ihm zum Helfen gut genug warst, denn hätt' er dich doch auch 'n bißchen zum Essen mitnehmen können!“

Matschel wurde rot, es war ihm, als müßte sein Freund das hören. „Vater,“ sagte er, „vergih nicht, daß der Fritz man 'ne Waise ist und bloß beim Fleischer in der Lehr'. Da darf er sich doch niemand einladen! Und, ich hab' ihm nachher auch gar nicht geholfen!“

„Warum bist' denn sonst mitgegangen?“

„Ich wollt' ihm ja helfen, aber nachher ging die Sonne so schön unter, und da, da mußt' ich bloß immer hinsehen! Die Wolken waren so rot umrändert, ach, so breit rot!“

„Dafür regnet es auch jetzt mit Eimern!“

„Und der Fritz . . .“

„Na, na, ich sag' ja man bloß so!“ beschwichtigte der Alte seinen Sohn, dann lehnte er sich langsam zurück und strich sich mit der Hand über den unordentlichen Bart. Die listigen grauen Augen zogen sich blinzeln zusammen, und er fuhr fort: „Ich hab' auch 'ne Freud' für dich, Matschel.“

„So?“

„Na, was freust dich denn gar nicht?“

„Ich weiß ja noch nicht, was es ist, Vater.“

„Na, eben 'ne Freud', ich sag's der ja!“ Der Alte wurde beinahe böse. „Na, ich hab' mich schon den ganzen Heimgweg lang drauf gefreut, es dir zu sagen!“

„Was ist es denn, Vater?“

„He, nu bist doch neugierig? Ja, den' mal, da konnt' ich heut' zum Bauern nach Dornbruch, der, dem der Junge vor zwei Monaten gestorben ist, und da sag' er mir, er hätt' 'n Paar feste Wasserstiebeln, der Bengel kann sie knapp einmal angehabt haben, sag' ich der, und er biet' sie mir für drei Mark an. Beide Stiebeln, und ganz neu! Wie ich dich kennen tu', müssen sie der passen, und du konntst sie brauchen. Ich hab' nu gesagt, ich wollt's mir 'n Tag überlegen, und morgen sollst geh'n, sie der holen.“

Matschel schwieg, der Alte sah ihn an, er hatte wenigstens ein Wort der Begeisterung erwartet. Jetzt fragte er enttäuscht:

„Na, sagst nichts?“

„Gut, Vater, dank dir auch schön! Hast sie schon bezahlt?“

Der Trödler lachte. „Nee, du sollst sie der von dem Taler kaufen, den du vom Herrn Grafen bekommen hast, wie du ihm seine verlorene Schlippsnadel wiederbrachtest. Du wolltest der doch man schon immer was dafür kaufen, und die Stiebeln hast du so nötig, vom Postmeister sein' Sohn kriegte doch keine mehr, weil sie der nicht mehr passen tun, und so billig kriegst sie nicht zu kaufen, und so schöne Stiebeln, sag' ich der, hab' selber mein Lebtag solche nicht gehabt. Was bist' denn noch immer still?“

„Vater, die drei Mark hab' ich aber man nicht mehr.“

„Aber, du hast sie mir man noch gestern gezeigt!“

„Ich hab' sie aber heut' ausgegeben.“

„Für was denn?“

Der Junge wurde verlegen. Er drehte an den Knöpfen seines engen Kittels und rückte unklüßig auf seinem Stuhl hin und her.

Endlich unterbrach der Vater das Schweigen: „Na, raus mit der Sprache! Du weißt doch, ich reiß' der nich'n Kopf ab! Hast sie verloren?“

„Nein, Vater, aber, weißt du, der Fritz hat doch so'n schönen Kanarienvogel, weißt du, den hat er doch von seiner Patin gekriegt, die auf dem Gut wohnt, wo er alle 14 Tage am Sonntag hingehet und mit ihren Kindern spielt, und — und —“

„Und den Vogel hast du der andreh'n lassen?“

„Nein, für drei Mark gibt der Fritz doch seinen Vogel nicht ab! Und überhaupt, so lieb, wie er ihn hat. Aber, weißt du, ich hör' ihn doch so gern, und da, da hab' ich dem Fritz gesagt: Ich werde dir meine drei Mark geben, bring' mir dafür deinen Vogel jeden Sonntag, wo du auf 'm Lande bist, da hast du ja doch nichts von ihm, und ich kann mich 'n ganzen Tag drüber freuen! Und — da hat er Ja' gesagt, und — und, Vater, ich soll morgen schon gleich den Vogel haben, den ganzen Tag, Vater, bis zum Abend, und — und — dann ging ich und hab' ihm die drei Mark gebracht.“

Der Alte war zuerst sprachlos, er starrte den Sohn an, als spräche der im Fieber, endlich sprudelte es von seinen Lippen, indem er heftig mit den Armen in der Luft gestikulirte:

„Du bist wohl ganz und gar verrückt, Bengel, was? Auf solchen Schwindel fällt' rein mit deinen 14 Jahren? Nimm doch mal endlich deinen koddrigen Grippls zusammen, ich war schon mit neun Jahren weiter, kann ich der sagen! Drei Mark! Und dafür das Biest alle 14 Tage einmal geliehen — nee, nee! Na, und wenn das Kret nu nach drei Wochen krepirt,



Wer's glaubt!  
Illustration von H. R. W.

was hast denn Rechtes für deine drei Mark? Glaubst, daß dann was zurückkriegt? Mich'n Dittchen, sag' ich dir!"

„Dafür kann dann doch der Fritz nicht, Vater!"

„Na, auch wenn's leben bleibt! Du weißt wohl gar nicht, wo du bleiben sollst mit deinem Geld, du Lummel? Meinst, ich plag' und schind' mich tagaus, tagein, um mir zu sagen: du hast 'n Lüderjahn von Sohn, der nach de'm Tode alles erben tut und es in drei Wochen verjurt hat? Nee, so'n dummer Bengel! Nee, nee!"

Erregt lief der Alte in dem schmalen Raum auf und nieder, fuhr sich mit den Händen durch das graue Haar und murmelte immer wieder: „Nee, nee, so'n dummer Bengel!" Weicher fügte er hinzu: „Aber die Mutter war gerad' so, bloß daß das bei den Weibern nicht so viel auf sich hat. Aber wenn du so was machst, lieber Gott, Junge, ich bitt' dich man, was soll denn aus der werden? Was soll denn aus 'm Geschäft werden, wenn du's so machst? He? Zu Ostern kommst aus der Schule, dann mußt du mir doch helfen!"

„Vater, Vater, sag': muß ich denn?"

„Was? Mir helfen?"

„Ja! Vater, ich möcht' aber, ich möcht' aber was anders werden. Nein, Vater, schimpf' nicht, ich bin nicht hochmütig, aber ich möcht' doch was anders werden. Ich möcht' Schreiber werden oder sonst was, da hab' ich doch weißes Papier in den Händen und nicht bloß immer Lumpen und die ollen Felle, ach, das ist so eklig, so eklig. —"

Angstvoll sah der Knabe den Vater an; aber als dieser nicht schalt, sondern plötzlich beruhigt aufblickte, sagte er sich von neuem ein Herz: „Sieh, Vater, ich versteh's nicht, das, was sie ‚schadern' nennen, wirklich, ich kann's nicht! Auch das ist mir — so eklig! Nein, nein, ich bild' mir drum nichts ein! Wenn du's tußt, dann ist's eben gut, weil du's kannst und leicht kannst, aber ich kann's nicht. Vater, sei nicht so still, Vater, sie sagen so heimlich manchmal, du bist wohl nicht so arm wie du scheinst, laß mich doch was lernen, du sagst ja immer, du verdienst bloß um mich. Gib mir was zum Lehrgeld, ich werde beim Rechtsanwalt auf dem Markt schreiben gehen, da verdien' ich mir ja doch auch Geld!"

„Dreißig Mark 'n Monat! Dummer Junge, wie weit soll denn das reichen? Und glaubst denn, daß der seine Rechtsanwalt den Trödlerjungen nehmen tut? Ich will der was sagen: hier in der Gass' bist der Beacht'te, auf dem Markt aber zeigen sie mit Fingern auf dich! Ich sag' der: bleib' in der Gass', Matschel, und sie werden dich dein Leblang achten! Du wirst ihren Kindern sein, was dein Vater ihnen jetzt ist!"

„Aber Vater, wozu arbeit'st du denn? Wenn es nicht höher gehen soll mit uns, wozu schindest du dich denn?"

„Es geht schon höher, es geht schon!" sicherte der Alte und rieb sich die Hände. „Aber man noch nicht für dich und mich! Noch nicht expreß für dich; arbeit' so, wie ich gearbeit' hab', sag' ich der, dann wird dein Sohn was Bess'eres werden als Schreiber beim Rechtsanwalt, selber wird er Rechtsanwalt werden, aber in der großen Stadt, und in einem Haus wird er wohnen wie hier der Herr Graf, wenn du auf dem Weg' bleiben tußt, den ich für dich hab' glatt gemacht! Verstehst mich, Matschel?! Sieh, darum hab' ich ja mein Leblang geschuftet, ich hab' mir gesagt: du sollst den Lohn doch mal an deinen Kindern erleben! Du!"

Der Alte schwieg. Es war still geworden im Raum. Nur die Uhr mit ihrem harten Pendelschlag tickte leise und unregelmäßig fort, sie hing schief an der unebenen Wand. Matschels Auge heftete sich unwillkürlich auf den Winkel, in dem die Felle lagen, und er schauerte zusammen, als er an sein Leben dachte, das nunmehr von diesen Dingen erfüllt sein sollte, nur damit ein anderer, den er noch gar nicht kannte, die Früchte einer doppelten Lebensarbeit genießen konnte. Schüchtern begann er: „Ja, Vater — aber wer weiß — und ich, ich will doch auch was von meinem Leben haben! Was hab' ich davon, wenn andere genießen?"

„Anderer, mein Junge, das sind keine ‚anderen'. Glaub' mir, unserer Kinder Glück ist unser bestes Glück. Wart' ab, wirst's mal selber wissen und deinem alten Vater recht geben. Sieh mal, ich, ich hab' ja doch noch nichts von meiner Schuf-tere, ich werd' deine Kinder kaum mehr sehen, wenigstens nicht mehr, wenn sie alt genug sind, was vorzustellen in der Welt; wenn ich nun auch gesagt hätt': was hab' ich von meinem Leben? Dann wärst du heut' man 'n Stadtkamer, wie ich, als sie mich im Straßengraben gefunden haben. Und wenn mein Kopf denken konnt' bis über deine Kinder weg, sollst' du da nicht mal bis zu ihnen reichen könn'? Wart's ab, Jung', wirst's mir mal danken, sag' ich der!"

„Aber vorher mein ganzes Leben lang handeln mit Lumpenfram, oach, das ist so grau, so elend. Vater! Vater, gibt's denn gar nichts, was daneben noch 'n bißchen besser ist?"

„Wart's ab, Jung', glaub' mir, 's Leben ist nicht so grau, wenn wir wissen, was wir wollen und wohin wir kommen wollen. Glaub' de'm Vater, er ist 'n alter Mann und weiß, was er sagt."

Die letzten Worte klangen fast zärtlich, als der Alte auf den Knaben zuschritt und auf seine Schulter klopfte.

„Komm, versprich mir, mein braver Sohn zu sein, mir meine Lebensarbeit nicht zu zerschinden und meine Freude mir nicht zu zerschlagen. Wirst's nicht bereuen! Na!?"

Langsam hob der Junge die magere Hand und legte sie zwischen die knöchernen alten Finger, die sich wie mit eisernem Druck um die weichen jungen Gliedmaßen schlossen. Ansehen konnte er den Vater nicht, es war ihm, als deckte ein Schleier, eine graue Wolke seine besten Lebenshoffnungen zu, als würde er plötzlich müde, ganz müde und sähe in das Leben hinein wie ein alter Mann, der gar nichts mehr erwartet als ein Ende auf irgend eine Art.

Der Vater weckte ihn aus seinen Träumen. „Ich geh' jetzt schlafen, ich hab' heut'n schweren Tag gehabt! Nacht, Matschel!" Dann ging er.

Matschel trat ans Fenster. Noch immer fiel der kalte Regen und spritzte von den blanken Pflastersteinen in die Höhe, die Gasse bot ein trostloses Bild — wie sein Leben, dachte der Junge, so aussichtslos, so dunkel. Er dachte und dachte, während draußen der Regen weiterprasselte, und langsam rollte eine schwere Träne aus seinen Augen und fiel auf das schmale Fensterbrett; der Knabe wischte sich hastig über das Gesicht, Gott sei Dank, niemand hatte zugehört, die Gasse war ganz menschenleer!

Doch — kamen da nicht Schritte? leichte Schritte auf klappernden Holzpantoffeln? Er laufchte, da bog es um die Ecke, die Mädchen flogen, und aus dem dunklen Umfloggetuch blickten der schlanke Hals und das dunkle Köpfchen der kleinen Annemie, der Tochter der beiden Obsthörerleute, die am Ende der Gasse ihren Stand hatten.

Vor des Trödlers Haus machte das Mädchen Halt, sie sah sofort, daß Matschel am Fenster stand. Mit fröhlicher Unbefangenheit reichte sie ihm die Hand. „Guten Abend, Matschel, ich renn' man eben schnell nach Haus, die Mutter hatt' 'n Korb auf unserm Platz vergessen, den hab' ich ihr geholt."

„In dem Regen, Annemie?"

„Das schad't doch nix!" Das Mädchen lachte, daß seine weißen Zähne trotz der Dunkelheit blühten. „Das ist doch 'mal nicht anders! Ich dacht' auch erst: hu, in 'n Regen 'raus, und ich bin doch so graulich, aber da fiel mir ein, vielleicht steht du noch am Fenster, und da könnst' ich der noch schnell Gut' Nacht sagen. Wie ich vorhin vorbeilief, warst du nicht hier; aber du bist ja so still? Bist traurig?"

„Du nicht?"

„Nein, warum?"

„Na, du mußt doch auch dein ganzes Leben lang schuften, wie deine Mutter, bis du alt und grau bist!"

„Das schad't doch nich!! Doch, man hat doch auch seine Freuden! Mutter hat se, und ich auch! Weißt, ich denk'

immer, wenn mir was schwer wird, an irgend was Liebes, was mir noch auf den Abend kommen kann, so wie vorhin, als mir einfiel, daß ich dich noch sehen könnt', oach, dann wird einem alles so leicht, sag' ich dir!"

"Annemie!"

"Ja doch! Aber du bist heut' so anders wie sonst. Was hast? Sag' schnell, ich muß jetzt nach Hause, sonst schimpft die Mutter. Willst nicht? Na, Gut' Nacht denn, Matsche!"

"Gut' Nacht, Annemie, ich küm' mit, aber der Vater hat zugeschlossen. Halt! Du kommst doch morgen mit dein'n Eltern?"

"Ja, freilich!"

"Ich hab' nämlich den kleinen Vogel vom Fritz morgen hier, den du immer so gern singen hörst. Da können wir zusammen zuhören, was?"

"Ach ja, wie fein! . . . Das Mädchen klatschte lachend in die Hände. „Wie freu' ich mich, oach, wie freu' ich mich! Da hab'n wir doch zusammen was Schönes. Ach Gott, wie freu' ich mich!"

"Du," sagte der Knabe plötzlich beim Abschied, „möcht'it 'n Mann haben, der Tröbler ist?"

„Ne!" erwiderte sie ehrlich und schüttelte sich.

„Vieher'n Bonbonmann oder — oder'n Bürgermeister, oder'n gelehrten Herrn, weißt du, der fein wohnt und schöne Teppiche und weiche Sessel hat, wo man ganz tief einsinkt und gar nicht mehr weiß, daß man Arme und Beine hat!"

„Ich denk', du schust'it so gern!?"

„Das schon, arbeiten wollt' ich drum, aber, nachher wollt' ich was von haben, und was Ordentliches! Na, adieu!"

„Adieu, Annemie!"

Schnell reichte sie ihm noch einmal die Hand, und dann lief sie davon.

Matsche lehnte sich zum Fenster hinaus, der Regen tropfte auf sein Haar, er merkte es nicht, er horchte, bis der letzte Klang der Holzpantoffeln verhallt war, die beim schnellen Lauf hell auf das Pflaster schlugen. Und er lauschte noch immer, als es längst wieder still um ihn war, in ihm klangen die glücklichen Kinderworte fort: „Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich!"

Noch lange stand er sinnend, fest und fester schlossen sich die schmalen Lippen, in den blassen Zügen tobte es wie ein heißer Kampf, dann plötzlich sagte er unbewußt ganz laut: „Nein, es geht doch nicht! — Ich muß recht behalten — Annemie!"

### Königin Baumwolle in Amerika.

Von C. Falkenhorst.

Drei Jahrtausende sind verflossen, seitdem die Baumwolle von Indien aus sich über die Erde auszubreiten begann. Zunächst lernten Babylonier und Ägypter den neuen Textilstoff kennen und schätzen; Phönizier verbreiteten ihn weiter und machten auch die Griechen mit ihm vertraut. Byssus hießen die aus Ägypten, und Gangelikoi die vom Ganges kommenden

feinen und kostbaren Gewebe. Sie fanden einen so großen Beifall, daß schon im Altertum auf den Inseln Kos und Malta bedeutende Baumwollmanufakturen entstanden. Es währte aber lange, bis auch der Norden Europas sich mit dem neuen Stoff vertraut machte. Erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert blühten in Italien, namentlich in



Baumwollfeld.

Florenz und Venedig, die Baumwollwebereien auf, und die neue Industrie drang von hier nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Deutschland vor, wo in Augsburg die ersten Baumwollwebereien entstanden. Verhältnismäßig spät, erst im sechzehnten Jahrhundert, brachten flüchtige Hugenotten die neue Industrie nach England, wo sie im Lauf der Zeit eine ungeahnte, weltumspannende Bedeutung erlangen sollte.

Die alten Lein- und Wollweber erkannten in der Baumwollfaser eine gefährliche Konkurrentin und setzten alles in Bewegung, um ihre Ausbreitung zu verhindern. Das englische Parlament erließ 1712 eine Verfügung, nach der jeder Yard Kaliko, der in England erzeugt werde, mit einer Steuer von drei Pence belegt wurde. Bald wurde die Steuer verdoppelt und im Jahr 1721 sogar das Verbot erlassen, Baumwollstoffe zu kaufen und zu verkaufen. Aber die Baumwolle überwand siegreich alle diese Anfeindungen, und als in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die Spinnmaschinen erfunden wurden, entfaltete sich die Spinnerei zu einer Großindustrie, die mit Riesenschritten vorwärts eilte. Heute sind in England allein 48 Millionen Spindeln tätig, und der Wert der englischen Ausfuhr an Baumwollwaren beläuft sich auf 800 Millionen Mark.

Sehr bedeutend ist auch die deutsche Baumwollindustrie die, Rohbaumwolle für 200 bis 300 Millionen Mark verarbeitet und fertige Waren im Wert von 250 bis 300 Millionen Mark ausführt. In Europa überhaupt befinden sich 82 Millionen Spindeln im Betrieb, und so gibt diese Industrie Millionen Menschen Beschäftigung und Brot. Leider aber ist sie in hohem Maß vom Ausland abhängig, denn die Baumwollpflanze ist ein Kind der Sonne, gedeiht nur in warmen Ländern, ihr Anbau ist nur in der Zone zwischen dem 40. Grad nördlicher und dem 40. Grad südlicher Breite möglich, dabei aber an den Grenzen dieses Gürtels vielfach unsicher. Ursprünglich lieferten Indien und Ägypten dem Europäer die wichtige Faser, in geringerem Maßstab wurde die Baumwollkultur auch auf den Inseln des Mitteländischen Meeres, in Spanien und Italien betrieben. Eine Wandlung auf diesem Gebiet brachte die Entdeckung Amerikas. Als Kolumbus auf Guanahani landete, fand er, daß die Eingebornen die Baumwolle kannten, und später forderte er von den Einwohnern Hispanolas monatlich 25 Pfund Baumwolle als Tribut. Zwanzig Jahre später drang Cortez erobernd in Mexiko vor. Auch hier war die Benutzung der Baumwolle überall gebräuchlich, und die feinen Gewebe, die Cortez dort sammelte und nach Spanien schickte, erregten am spanischen Hof die höchste Bewunderung, obwohl man hier durch die Araber mit dieser Industrie schon wohlvertraut war. Gleiche Erfahrungen machte Pizarro in Peru, wo die Baumwollstaude herrlich gedieh und baumartig wuchs. Auch hier standen Baumwollspinnerei und -weberei auf einer hohen Stufe der Vollendung; freilich wurde auch diese Blüte der altamerikanischen Kultur durch die spanische Raubwirtschaft nur zu bald geknickt.

So begann auch die Neue Welt, namentlich Westindien, Baumwolle nach Europa zu liefern. In das weite Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika war

aber bis damals die Baumwollkultur noch nicht vorgebrungen. Den europäischen Einwanderern gebührt das Verdienst, sie hier ins Leben gerufen zu haben. Erst im Jahr 1680 wurde die erste Baumwollstaude in Carolina gepflanzt; aber nur langsam breitete sich der Anbau aus. Mehr als ein Jahrhundert später, im Jahr 1790, wurden in den Südstaaten der Union nur 5000 Ballen geerntet. Inzwischen wurden die englischen Spinner auf das amerikanische Erzeugnis aufmerksam und kauften es gern. Die Kultur stieg, im Jahr 1800 betrug die Ernte bereits 120 000 Ballen, dreißig Jahre später war eine Million erreicht, seitdem wuchs die Baumwollproduktion der Union, abgesehen von einer im Sezessionskrieg eingetretenen Stodung, beständig; seit zehn Jahren beträgt die Ernte etwa 10 Millionen Ballen, und ihr Wert beläuft sich auf jährlich etwa 2½ Milliarden Mark.

Alle anderen Länder der Welt sind in dieser Hinsicht den Vereinigten Staaten gegenüber in den Hintergrund getreten, denn sie allein erzeugen mehr als zwei Drittel des Weltbedarfs an Baumwolle. So ist die europäische Baumwollindustrie allmählich in eine peinliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten gelangt. Schon einmal hatte sie darunter ungemein schwer zu leiden gehabt. Im Jahr 1860 bezog England bereits über 70 v. H. der in seinen Fabriken verarbeiteten Rohbaumwolle von der Union. Da kam der Sezessionskrieg, 1862 wurde die Blockade der südlichen Häfen energisch durchgeführt, und die amerikanischen Zufuhren, die 3¼ Millionen Ballen betragen, sanken in den folgenden Jahren bis auf 133 000 Ballen. Die Folgen waren eine Baumwollnot und eine Krise in der europäischen Industrie. In England allein wurden 247 000 Arbeiter brotlos und 167 000 konnten nur teilweise Beschäftigung finden. 234 000

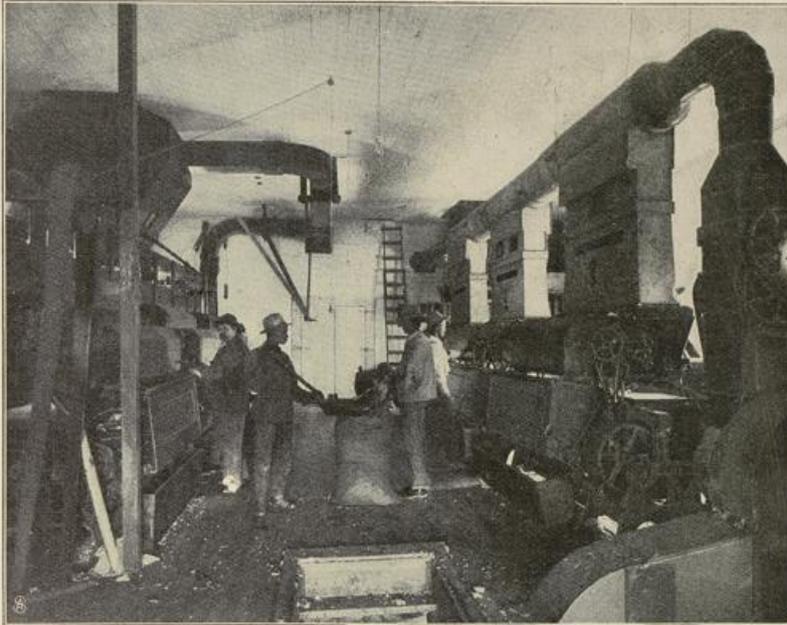


Baumwollpflücker an der Wage.

Personen, von denen eine große Anzahl Familie besaßen, fielen der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last. Damals versuchte man in verschiedenen tropischen Ländern neue Baumwollpflanzungen zu gründen. Man gab aber die Versuche auf, als nach dem Sezessionskrieg Amerika von neuem, und zwar in stetig wachsenden Mengen zu liefern begann. Das Abhängigkeitsverhältnis wurde noch größer. Gegenwärtig bezieht England 93 v. H. der von seinen Fabriken benötigten Rohbaumwolle von Amerika, und ähnlich liegen die Verhältnisse in Deutschland. Im Jahr 1902 haben wir von den Vereinigten Staaten für 245 Millionen Mark Rohbaumwolle gekauft, während unsere Bezüge von Ostindien sich nur auf 44 Millionen Mark und die von Ägypten auf 27 Millionen Mark bezifferten. Mit Spannung sieht alljährlich die Welt dem Ausfall der amerikanischen Baumwollernte entgegen, denn nach ihm richten sich die Preise. Da die Spekulation dabei mit im Spiel ist, gestalten sich die Preisschwankungen ungemein stark. Während z. B. im Jahr 1902 der Mittelpreis für ein Pfund Baumwolle 4 bis 5 Pence betrug, stieg er infolge einer schlechten Ernte 1903 bis auf 7 bis 7,62 Pence. Als aber Ende des nächsten Jahres bekannt wurde, daß die Ernte die beste war, die Amerika überhaupt zu verzeichnen hatte, sank der Preis wieder, und zwar in New York von 16 Cents

im Vorjahr auf nur 3,6 Cents! Die Differenzen muß natürlich die europäische Industrie tragen, und in manchen Jahren beziffert sich die Verluste, die sie erleidet, auf Hunderte Millionen Mark. Wie wir schon einmal berichtet haben, beabsichtigen die europäischen Kolonialmächte, den Baumwollbau in ihren überseeischen Besitzungen zu erweitern oder neu ins Leben zu rufen. Es sind auch in Afrika und Asien damit vielversprechende Anfänge gemacht worden. Vorbildlich ist

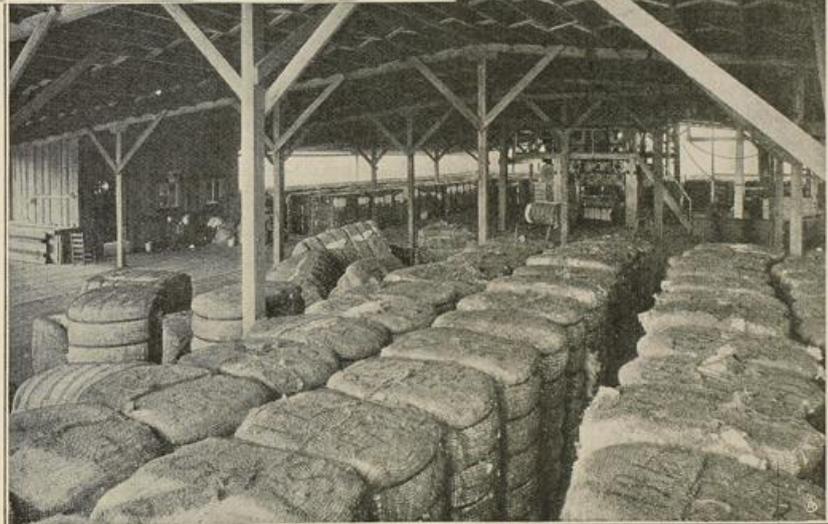
ist die Sea Island-Baumwolle, die, wie schon ihr Name beweist, die Nähe des Meeres bevorzugt und auf den Georgia vorgelagerten Inseln am besten gedeiht. Sie liefert eine besonders lange und reine Faser, die hoch im Preis steht. Weiter landeinwärts wird die Uplandsorte gebaut; sie liefert zwar eine kürzere Faser, aber die Pflanze ist gegen die klimatischen Einflüsse widerstandsfähiger. Von ihr werden hauptsächlich die gewaltigen jährlichen Ernten auf den Weltmarkt gebracht. Die in Amerika angebaute Stauden erreichen durchschnittlich eine Höhe von drei bis fünf Fuß. Etwa zwei Monate nach dem Aufgehen der Saat beginnt die Blüte. Zunächst erscheinen die malvenartigen Blüten in den Blattwinkeln am unteren Teil der Staupe. Morgens früh brechen die Knospen auf, und die Blumen sind bis Mittag entwickelt. Sie sind anfangs weiß bei der Uplandstaupe und gelb bei der Sea Island, aber am Nachmittag zeigen schon beide rötliche Streifen. Am andern Morgen sind die Blüten fleischfarben, gegen Mittag schon welken sie und fallen dann rasch ab. Inzwischen treibt die Staupe in den oberen Teilen neue Blüten. An Stelle der abgefallenen Blüten erscheinen nun die Samentkapseln, die zur vollen Aus-



Entkörnungs- oder Ginmaschinen.

dabei in vieler Hinsicht die amerikanische Kultur, denn die Amerikaner haben es wohl verstanden, sie auf eine hohe Stufe der Vollendung zu bringen. Die Zeiten, in denen man mit Baumwolle Raubbau trieb und die Kultur einen nomadischen Charakter hatte, da von Zeit zu Zeit neue Felder in Anspruch genommen werden mußten, sind längst dahin. Der Amerikaner ist jetzt reichlich bestrebt, die Baumwollfelder rationell zu düngen, und begnügt sich nicht mit den Hilfsquellen, die ihm das eigene Land bietet, sondern bezieht auch in großen Mengen Natronsalpeter aus Chile und Kalisalze aus Deutschland. Die Aussaat findet in der Regel im April statt. In flache Furchen, die auf dem bestellten Acker in Abständen von 1 bis 1½ Metern gezogen sind, werden zumeist mit Maschinen die Samenförner so gelegt, daß sie 12 Zentimeter weit voneinander fallen. Die Maschine deckt sie gleich 2 Zentimeter hoch mit Erde zu. Bei genügend feuchter Witterung erscheinen die jungen Pflänzchen nach zehn Tagen, und nun gilt es, das Feld vom Unkraut rein zu halten. Gleichzeitig wird die Saat gelichtet, indem man die schwächsten Pflanzen mit der Hacke entfernt, so daß die stehen gebliebenen einen Abstand von etwa 40 Zentimetern haben. Um diese Zeit sehen die Baumwollfelder unsern Kartoffelfeldern nicht unähnlich.

Es gibt eine große Anzahl Arten der Baumwollpflanze. In Amerika werden hauptsächlich zwei gebaut. Die erste



Lagerraum für gepresste Baumwolle. (Baumwollpresse im Hintergrund.)

bildung und Reife zweieinhalb bis drei Monate brauchen. In ihrem Innern bergen sie zahlreiche, je nach der Art braune oder grünliche Samen, die mit feiner, dichter Wolle besetzt sind. Ist die Frucht gereift, so springt die etwa walnuszgroße Kapsel auf, und es quellen aus ihr die mit Wolle besetzten Samen hervor. Bei trockenem sonnigen Wetter löst die Wolle immer looser in der Kapsel, ihr Verband wird lockerer, sie wird schließlich ein Spiel der Winde, und so wird der Samen der Pflanze verbreitet. Zu dieser natürlichen Bestimmung läßt aber der Mensch seine Kulturpflanze nicht kommen. Sobald die Kapseln in genügender Menge sich geöffnet haben, beginnt die Ernte. Wie die Blüten nacheinander erschienen sind, so reifen an

einer und derselben Staude auch die Kapseln nach und nach, zuerst die unteren, dann die oberen und zuletzt die obersten.

So dauert die Ernte, die im September beginnt, wochen- und monatelang und kann in besonders günstigen Jahren, wie das 1904 der Fall war, sich bis in den Monat Februar erstrecken. Leicht ist die Arbeit nicht, denn sie muß oft in glühendem Sonnenbrand verrichtet werden. Der Pflücker schleppt einen etwa fünf Fuß langen Sack mit, der über der Schulter befestigt ist, und in den er die aus den harten, spigen Kapseln herausgezupfte Wolle hineinsteckt. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiter ist verschieden. Ein Anfänger kann nicht mehr als 50 Pfund täglich ernten. Geübte Arbeiter bringen es auf 300 Pfund. Besonders geschickt sind in dieser Hinsicht die Neger. Der Lohn wird nach dem Gewicht der gesammelten Baumwolle bemessen und beträgt bis zu 1 Dollar für 100 Pfund. Diese Löhne beeinflussen sehr den Preis der Baumwolle; man hat berechnet, daß die amerikanischen Pflanzler allein jährlich gegen 250 Millionen Mark für Löhne verausgaben. Ihr sehnlicher Wunsch war darum von jeher, eine brauchbare Erntemaschine zu erhalten. Es sind auch im Lauf der Zeit verschiedene Maschinen konstruiert und in den Handel gebracht worden, aber keine konnte bislang völlig befriedigen, da ja die Maschine mechanisch arbeitet und die reife Baumwolle von der unreifen nicht zu trennen vermag. So werden die Baumwollpflücker, wie sie auf einer unserer Abbildungen dargestellt sind, noch lange in den Südstaaten der Union eine typische Erscheinung bleiben, und das Geschäft des Abwägens der Pflückerfäcke auf dem Feld wird noch weiter fortblühen. Viele Pflanzler haben die Einrichtung getroffen, daß an den Säcken der Erntearbeiter eine Seitentasche angebracht ist, in die minderwertige Baumwolle gesteckt wird. So nimmt man schon hier eine Sortierung vor, für die die Güte der Ware von besonderem Belang ist.

Die geerntete rohe Baumwolle wird zunächst in besonderen Maschinen gereinigt, das heißt von allerlei Beimengungen, wie Erde, Steinchen und dergleichen, befreit. Die nächste Aufgabe besteht darin, die Faser von dem Samen zu trennen. Dem Gewicht nach überwiegt der Samen, die brauchbare Baumwollfaser bildet nur den dritten Teil der geernteten Masse. Die Trennung geschieht in den sogenannten Entkörnungsmaschinen, die jetzt nach amerikanischem Vorbild allgemein Ginmaschinen genannt werden. In Ostindien benutzte man zu diesem Zweck seit uralter Zeit die Churka, einen Apparat, in dem die Baumwolle zwischen zwei hölzernen Walzen durchgezogen wurde, während der Samen zurückblieb. Anfangs haben auch die Amerikaner mit diesem altererbten Gerät gearbeitet. Da erfand im Jahr 1792 Eli Whitnay die Sägeggin, eine Maschine, in der eiserne, kreisförmige Sägen die Trennung der Faser von dem Samen besorgten. Ihre Leistungsfähigkeit setzte damals in Erstaunen, denn mit der Sägeggin entfernte ein Arbeiter so viel Baumwolle wie 360 Arbeiter mit der Churka. In dem damals an Arbeitskräften verhältnismäßig armen Amerika erwies sich diese Maschine als ein wahrer Segen, und sie war es vor allem, die einen Ansporn zur Erweiterung der Baumwollkultur in den Vereinigten Staaten gab. Seitdem sind die Ginmaschinen natürlich bedeutend verbessert worden. Neben der Sägeggin wurde eine Walzenggin konstruiert, die den Vorteil bot, daß sie die Baumwolle weniger zerriß. Heute werden die meisten dieser Maschinen mit Dampf- oder mit Wasserkraft betrieben, in den modernen Einrichtungen sind auch Abzugsrohre vorgesehen,

durch die der entstehende Staub abgeleitet wird, so daß der Aufenthalt in den Gimmräumen sich erträglicher gestaltet. Durch diese Maschinen wird die Samenbaumwolle in die Fintbaumwolle verwandelt, wie sie der Spinner brauchen kann. Sie bildet aber noch eine lose, lockere Masse, deren Transport recht unständig wäre. Sie muß darum zu festen Ballen gepreßt werden. Früher wurde dies mit Handpressen besorgt, was noch heute in kleinen Betrieben üblich ist. Für größere aber hat man längst Kraftmaschinen eingeführt, die für Pferde- oder Dampftrieb eingerichtet werden können. In ihnen wird die lockere Baumwolle so zusammengedrückt, daß der Ballen die Dichte des Ahnenholzes aufweist, das heißt 14 bis 18 Kilo Baumwolle auf einen Kubikfuß gehen. Diese Pressen, von denen es verschiedene Systeme gibt, arbeiten fortwährend; während die lockere Baumwolle in einen Trichter gefüllt wird, preßt die Maschine den Ballen, der in der Regel 1,30 Meter lang, 70 Zentimeter dick und 80 Zentimeter breit ist, verschnürt ihn mit Bandeisen oder geflochtenem Draht und schiebt ihn vor. Die ganze Operation dauert nur drei bis fünf Minuten, und während die Maschine arbeitet, reißt sich im Schuppen Ballen an Ballen. Gegenwärtig werden kleinere Ballen bevorzugt und darauf geachtet, daß sie möglichst gleichmäßige



Wächter eines Lagers von Baumwollballen.

Kanten aufweisen, weil dadurch die Verschiffung bedeutend erleichtert wird. Nun setzt der Pflanzler auf die fertigen Ballen noch seine Marke, und die Baumwolle wandert nach ihrem Bestimmungsort, in die amerikanischen Spinnereien oder über den Ozean, um in Europa in Garne und Stoffe verwandelt zu werden. Auf die Marken wird genau geachtet, denn bei Produkten, die aus sorgsam und reell arbeitenden Pflanzungen stammen, ist der Fabrikant vor unliebsamen Erfahrungen gesichert.

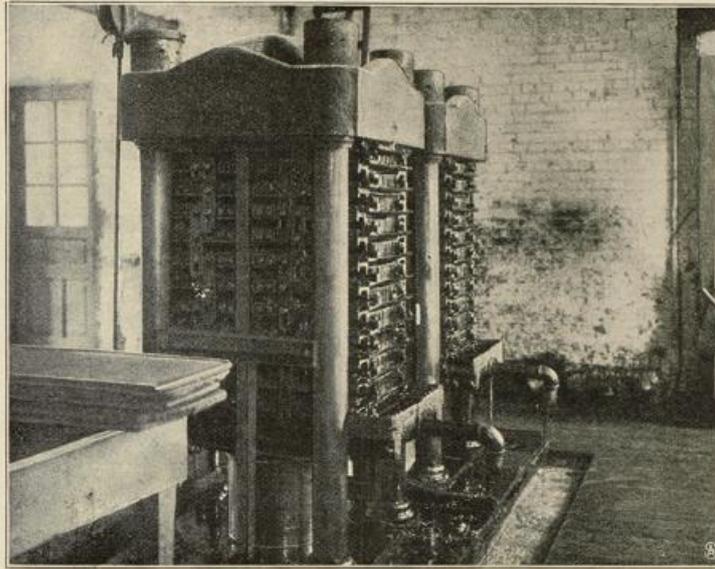
Es bleibt noch der Baumwollfaser übrig. Früher betrachtete ihn der amerikanische Pflanzler als eine lästige Beigabe, die er sich oft vom Hals schaffte, indem er ihn in den nächsten Fluß warf. Der Mississippi hat nach Semlers Bericht im Lauf der Jahrzehnte Millionen Zentner dieser Einschüttungen dem Atlantischen Ozean zugetragen. Gegenwärtig liegen aber die Dinge so, daß eine geeignete Verwertung des Samens die Rentabilität der Baumwollkultur wesentlich erhöht. Der Baumwollfaser ist reich an Öl, von dem er je nach der Sorte 20 bis 25 v. H. enthält. Versuche, dieses Öl zu pressen und zu verwerten, wurden schon seit langer Zeit angestellt. Das rohe Öl hat aber ein dunkelbraunes trübes Aussehen infolge einer Beimischung von Harz und Eiweißstoffen. Erst vor einigen Jahrzehnten gelang es, ein Verfahren ausfindig zu machen, nach dem diese unliebsamen Beimengungen ausgeschieden werden können. Das gereinigte Öl hat eine klare, strohgelbe Farbe, nur einen schwachen, erdigen Geruch und einen nicht unangenehmen, nußartigen Geschmack. Anfangs verwendete man es zu Schmierölen und zur Seifenfabrikation; mit der Bervollkommnung der Raffinade konnte man es auch als Speiseöl benutzen und begann damit, im großen Maßstab das Olivenöl zu verfälschen. Jetzt segelt es mehr und mehr auch als Speiseöl unter eigener Flagge. Während es in Europa aus dem ölreichen Samen der ägyptischen Baumwolle gewonnen wird und zu diesem Zweck gegen fünf Millionen Zentner Samen aus dem Millande ausgeführt wurden, preßt Amerika sein Öl selbst. Diese Industrie hat dort einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß im Jahr 1902 der Ertrag aus dem Baumwollfaseröl allein in

den Vereinigten Staaten gegen 400 Millionen Mark betrug! Der Samen der Sea Island gibt die besten Ausbeuten. Die gereinigte Frucht wird zunächst auf besonderen Maschinen geschält, und dann verarbeitet man die Kerne zu Mehl. Aus diesem wird nun das Öl entweder kalt oder auch nach vorhergehender Erwärmung des Mehls in hydraulischen Pressen gewonnen. Aus 1000 Kilogramm Samen erhält man etwa 130 Kilogramm Öl und außerdem noch 365 Kilogramm Kuchen, die als Viehfutter verwendet werden. In den Vereinigten Staaten verarbeiten die Dmühlen gegen 3 Millionen Tonnen Samen.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts haben die Amerikaner ihre Baumwolle im Lande nicht verarbeitet; sie lieferten Europa das Rohmaterial und bezogen von ihm die fertigen Stoffe. Dann aber begann man in den Nordstaaten Spinnereien und Webereien zu gründen. Anfangs entwickelte sich die Industrie nur schwach, in den letzten Jahren dehnte sie sich aber auch auf die Südstaaten aus und

nahm einen schnellen Aufschwung. Heute haben die Vereinigten Staaten auf diesem Gebiet verschiedene europäische Staaten überflügelt und nahmen mit 22 Millionen Spindeln im Jahr 1903 in der Welt nach England den zweiten Rang ein.

Noch immer ist die Union aber ein wichtiges Absatzgebiet für europäische Baumwollwaren, da im Jahr 1901 die Einfuhr noch den Wert von 27 Millionen Dollar darstellte; aber auf dem Weltmarkt macht die amerikanische Industrie immer mehr der europäischen Konkurrenz, und in dem genannten Jahr bewertete sich ihre Ausfuhr bereits auf 20 Millionen Dollar. Verarbeitet Amerika im steigenden Maß seine Baumwollerntenselbst, so werden die Zufuhren nach Europa geringer



Öl-Pressen.

werden, und der Mangel an Rohmaterial kann die europäische Industrie aufs ernste bedrohen. Auch das ist ein Grund, der uns wünschen läßt, daß die jungen, soeben in die Wege geleiteten Baumwollkulturen in Afrika und Asien von baldigem Erfolg gekrönt werden.

## Doktor Thales.

Novelle von A. Noël.

(Schluß.)

Das Vorzimmer bei Gartenbergs wurde Bruno nach und nach so vertraut, daß er jeden Gegenstand da genau kannte. Er erhielt immer gute Nachrichten und konnte die fortschreitende Besserung der Kranken auch an der zunehmenden Ordnung in diesem Vorraum erkennen, die bewies, daß das Hauswesen wieder in sein gewöhnliches Gleis einlente.

In diesem Vorzimmer lernte er nach und nach die übrigen Familienmitglieder kennen. Noch am ersten Abend die Doktorin, die ihm selbst Bericht erstattete, daß die Besserung im Befinden ihrer Tochter den ganzen Tag angehalten hatte.

Wie Lisbeth gesagt hatte, bestand zwischen ihr und der Mutter keinerlei Ähnlichkeit, denn die Doktorin war eine ziemlich stattliche Matrone mit einem vollen und etwas strengen Gesicht. Bruno fühlte, daß ihre Augen ihn nicht ganz ohne Interesse musterten, aber sehr lebenswürdig benahm sie sich gegen ihn nicht. Er empfing den Eindruck, daß sie gegen ihn voreingenommen sei, was er vielleicht Kamillas Schilderungen seiner Persönlichkeit dankte, denn er wußte: um ihn interessant zu machen, stellte Kamilla ihn als einen vollständigen Popanz hin.

Entgegenkommender gab sich die junge Doktorin Nöthel, die groß und stark und auch ziemlich hübsch war. Sie gestand ihm in neckischem Ton, daß sie in der Tat schon furchtbar viel von ihm gehört habe, und schien nicht abgeneigt, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen.

Da aber gerade heute der Bericht, den sie ihm überbrachte, nicht besonders günstig lautete und er es der jungen Frau heimlich verübelte, daß die Tatsache sie nicht mehr niederdrückte, lehnte er ihre Einladung, ihr in den Salon zu folgen, kurz

ab und ließ sie unter dem Eindruck zurück, daß Kamilla Bodenbauer von ihrem Schwager noch viel zu wenig gesagt habe und er ein noch viel ärgerer Bär sei, als sie erwartet hatte.

Ein andermal kam der junge Gartenberg heraus, um ihm Auskunft zu geben. Mit einem scharf musternenden Blick richteten sich die hellen braunen Augen auf ihn, und Bruno fühlte, daß der junge Mann drinnen gesagt hatte: „Den muß ich mir doch ansehen!“ und deshalb herausgekommen war.

Dieser erste Blick bestätigte Bruno, was er schon beim flüchtigen Sehen am Haustor unten gefühlt hatte, daß der junge Mann ihm uneingeschränkt sympathisch war, und vielleicht war dieser Eindruck gegenseitig, denn Raimund Gartenberg kam ihm gleich ganz anders entgegen als die übrigen Familienmitglieder, so als kannte er ihn längst und gut.

Er lehnte es ab, ihn im Vorzimmer abzufertigen, und führte ihn durch einen kleinen Gang in sein eigenes Zimmer, ein einfenstriges Kabinett, das nach einer Seitengasse ging; dort mußte er Platz nehmen, ehe der junge Arzt sich herbeiließ, ihm zu berichten, daß seine kranke Schwester einen merklichen Fortschritt zu verzeichnen habe und daß die Gefahr nummehr völlig geschwunden sei.

„Mit welchen Empfindungen ich mich auf die Reise gemacht habe, das können Sie sich kaum vorstellen, bester Herr Doktor!“ versicherte er lebhaft. „Man reist ja jetzt sehr schnell von Berlin nach Wien, aber mit einer solchen Herzensangst kommt es einem noch immer sehr lang vor. Gefürchtet hab' ich mich vorm Ankommen — nicht zum Sagen! Zum Glück ist mir gleich unten der Hausmeister begegnet, der mich beruhigt hat.

Der Kerl ist zwar immer besoffen und hat gar nicht mehr weit bis zu den weißen Mäusen, aber für mich wird er bis ans Ende aller Tage etwas Engelhaftes behalten, denn er hat mir eine Himmelsbotschaft gebracht. Wir hätten das kleine Mädel ja nicht missen können. Ich glaube, der Papa hätt's gar nicht überlebt. Und mir wäre es furchtbar gewesen, furchtbar! . . . Mein einziger Trost wär' es gewesen, daß ich sie immer so gern gehabt habe . . . Seitdem man mir die kleine Schwester in der Wiege gezeigt hat, habe ich sie immer verhätschelt und ihr nie im Leben auch nur einen unfreundlichen Blick zugeworfen."

Also das wäre sein Trost? Mußte es die Trauer denn nicht verstärken, gerade ein solches Wesen zu verlieren?

Bruno verstand den frischen und jungen Menschen nicht recht, doch er verspürte eine gewisse Dankbarkeit zu ihm, eben deshalb, weil er immer gut gegen Lisbeth gewesen war. Der junge Doktor Gartenberg war im ganzen sein genaues Widerspiel, und darum zogen sie sich an.

Mitten im Gespräch fragte der andere plötzlich: „Heißen Sie Bruno?“

Bruno bejahte die Frage, ohne es zu wagen, seinerseits die Gegenfrage zu stellen, wieso er darauf komme.

Raimund Gartenberg nahm die Antwort stumm auf und rauchte eine Weile an der Zigarette weiter, die er sich angesteckt hatte, natürlich, nachdem er dem Besucher auch eine angeboten.

„Möchten Sie sie gern sehen?“ fragte er nach einigen Minuten wieder wie aus der Pistole geschossen.

Bruno antwortete nur durch ein stummes Kopfnicken. Er war ganz unfähig, zu sprechen, doch Gartenberg konnte wohl sehen, was er bei dem Vorschlag fühlte. Er legte seine Zigarette nieder, bat Bruno zu warten und verschwand.

Nach einem kurzen Zeitraum kam er wieder und sagte lächelnd, mit einer knabenhaften Berschwörermiene: „Für einen Augenblick, und Sie dürfen mich nie verraten . . . Es bleibt zwischen Ihnen und mir.“

Nun, da die Lebensgefahr geschwunden war, hielt sich kein Überflüssiger mehr in der Wohnung auf. Der Doktor, der einen großen Patientencreis hatte, konnte diesen gerade jetzt nicht im Stich lassen und hatte auch heute schon seine Morgenrunde angetreten, und so befand sich in den Zimmern, durch die Raimund Bruno führte, keine Seele. Morgenstill und frisch aufgeräumt lagen sie da.

Erst kamen sie durch das Ordinationszimmer des Doktors, der letzte der nach vorn gelegenen Räume. Von da in den Salon, der auch als Wartezimmer diente . . . Dann ins Speisezimmer.

Hier hielt Brunos Führer an. „Sie liegt im Schlafzimmer der Eltern, weil ihr Zimmer nach dem Hof geht“, flüsternte er. Vorsichtig öffnete er die Nebentür und gab Bruno dann einen Wink. Der trat hinzu und blickte hinein.

Gerade ihm gegenüber standen die hohen Aufschubbetten an der Wand, doch das eine war zur Seite gerückt worden, um Platz zu schaffen, und auf dem nun allein ins Zimmer hereinragenden erblickte Bruno eine kaum sich unter der Decke abzeichnende Gestalt und einen von dunklem Haar umgebenen Kopf . . . So blaß und schmal war das Gesicht, und weil drinnen nur das Rouleau des näher gelegenen Fensters aufgezogen war, blieb gerade das Kopfende des Betts im Schatten. Aber es war doch der Raum, in dem sie mit der bösen Krankheit gekämpft hatte, und — wenn auch undeutlich umrissen — er sah sie.

Nur einen Augenblick war es ihm vergönnt, auf sie hinzublicken, denn eben ging leise die Tapetentür nach der Seite auf, und bevor noch jemand dort eintrat, zog Raimund rasch und geräuschlos den Türflügel zu, durch den er Bruno Einblick gewährt hatte.

„Sie schläft ganz süß“, sagte er zufrieden. „Hoffentlich träumt sie was Angenehmes.“ Dabei blickte er zwischen den langen rötlichen Wimpern, mit denen er nach Art der Kurz-sichtigen zwinkerte, obgleich er gar nicht kurz-sichtig war, zu Bruno hinüber.

Bruno konnte nicht sprechen, nicht danken. Er schüttelte dem andern nur kräftig die Hand und der lachte dazu, daß er die weißen Zähne zeigte, vergnügt wie ein Schulknabe, dem ein Streich gelungen ist.

Dann entließ er ihn mit freundlichem Abschied.

Nichts hätte augenblicklich so belebend auf Brunos Stimmung wirken können wie diese zutrauliche Handlungsweise Raimunds, die ihm die Angst benahm, daß seine häufigen Fragen ihn vor der Familie lächerlich oder gar zudringlich erscheinen ließen.

Die Frage: „Heißen Sie Bruno?“ ging ihm den ganzen Tag im Kopf herum. Hatte sie im Fieber diesen Namen genannt? Und wenn? Was bedeutete das schließlich? Sie konnte auch von dem kleinen Bruno geträumt haben.

Dennoch wiederholte er sich innerlich immer: „Heißen Sie Bruno?“ Nach wie vor begab er sich jeden Morgen in die Salesianergasse, um nachzufragen, und hätte er sich nicht geschämt, so wäre er am Abend nochmals gekommen.

Dazu lag aber doch keine Berechtigung vor, um so weniger, als die Genesung rasch fortschritt und er täglich Besseres hörte. Jene Nacht, in der er aus Sorge um sie kein Auge zugetan, hatte wirklich den Wendepunkt vorgestellt, und von da an ging es beinahe ununterbrochen aufwärts. Es traten keine Rückfälle oder Verwicklungen ein. Die gesunde Jugend triumphierte bald über den entweichenden Feind.

Da er am Nachmittag nicht selbst zu Gartenbergs gehen konnte, begab er sich gegen Abend in die Wohnung seines Bruders, wo Kamilla ihm unaufgefordert die neueste Nachricht mitteilte, in einem bei ihr ganz außergewöhnlichen Zartgefühl stumm darüber hinweggehend, daß sie von Gartenbergs erfahren hatte, wie regelmäßig er selbst dort Erkundigungen einzog. Und doch hatte Kamilla ihrem Schwager gegenüber ein schuldbewußtes Gemüt. Sie hatte ihn bei Gartenbergs immer als einen solchen grilligen Kauz hingestellt, und die Doktorin war keine von den Frauen, bei denen alles, was man ihnen erzählt, bei einem Ohr hineingeht und beim andern wieder hinaus. Sie war von Brunos Ausdauer in der Nachfrage nicht sehr erbaut.

Bruno seinerseits bemerkte dies ganz gut, um so mehr, als meistens die Doktorin selbst ihm die erbetene Auskunft brachte, wozu sie ein höchst sachliches Gesicht zu machen pflegte.

„Meine Tochter wird jetzt schon aufstehen“, sagte sie ihm eines Vormittags bedeutungsvoll. „Hoffentlich geht es so weiter. In diesem Stadium wird selbst bei den höchsten Herrschaften die Ausgabe täglicher Bulletins eingestellt.“

Das war deutlich gesprochen, und bei seiner zurückhaltenden Natur wagte er es am nächsten Tag tatsächlich nicht mehr, den gewohnten Gang anzutreten und in der Salesianergasse vorzusprechen.

Es war ein schlechter Tag für ihn, an dem er nicht erfuhr, wie es ihr ging; zum Glück fand es sich, als er am Abend zu Karls kam, daß Kamilla dort gewesen war. Sie brachte die Nachricht, daß Lisbeth in der Tat aufgestanden war, sich zwar noch recht schwach fühlte, aber doch mit raschen Schritten ihrer vollständigen Genesung entgegenzubreite.

„Sobald sie so weit ist, fährt dann ihre Mama für ein paar Wochen mit ihr nach Meran“, erzählte Kamilla. „Der Doktor möchte sie am liebsten gar nicht mehr ins Krankenhaus lassen, sondern sähe es gern, wenn sie heiraten möchte. Aber die Doktorin ist so anspruchsvoll.“

„Na, und der Doktor Köthel, ist denn der gar so was Besonderes?“ fragte Karl.

„Er ist Notar“, erwiderte Kamilla; „es scheint, daß das in ihren Augen etwas Besonderes ist. Und vor allem versteht er, der Schwiegermama zu imponieren.“

In dem etwas spöttischen Blick, den ihm die junge Frau zuwarf, konnte Bruno lesen: Du verstehst das nicht. Und er fühlte das ja schon von selber: die Doktorin Gartenberg blickte ihn mit mehr kritischen als wohlmeinenden Augen an.

Betreten schwieg er; doch nachdem Kamilla ihn eine Weile lang diesem unangenehmen Eindruck überlassen hatte, wurde sie milder gestimmt und sagte lächelnd: „Die Lisbeth weiß, daß du heute früh nicht dort warst, sie hat sich erkundigt, was mit dir ist.“

Das waren die richtigen Worte, um Bruno's Scheu, dort zu erscheinen, wo er nicht aller Welt willkommen war, zu besiegen.

Ein lichter Frühlingstag! . . . Der frische Wind trieb weiße Wölkchen an dem sonst rein blauen Himmel vorüber, und an dem Gestrüch der städtischen Anlagen zeigten sich bereits die ersten grünen Schleier, froh bewillkommte Verheißung der nahenden Auferstehung.

Hinter dem Schwarzenbergplatz hielt eine wandelnde Blumenhändlerin Bruno ihren Koffer mit Veilchensträußchen unter die Nase. „Kaufen S', gnä' Herr! Für Ihre Gnädige!“

Er blieb stehen, blickte auf den Koffer und fragte das Weib, ob sie ihm aus allen ihren Sträußchen einen hübschen Strauß binden könnte.

Sie sagte eifrig zu und war schon daran, alle ihre „Veigerln“ um einen durch einen Holzstab gebildeten Mittelpunkt zu ordnen. Mit dem süßen Wohlgeruch ausatmenden Strauß langte er im Gartenberg'schen Vorzimmer an.

Wie gewöhnlich, kam sofort, nachdem ihm das Mädchen geöffnet hatte, die Doktorin heraus; doch heute fragte er gar nicht erst, wie es Lisbeth ginge, sondern bat sie nur, dem Fräulein diese Veilchen zu geben.

Die Doktorin machte ein etwas troziges Gesicht und blickte ihm nicht recht in die Augen, doch mit seiner empfindlichen Fühlbarkeit für die Stimmung auch fremder Personen, erkannte er, daß sie etwas von einer Besiegten, sich widerwillig Fügenden an sich hatte.

Sie wies seine Veilchen indessen zurück, indem sie ihm sagte: „Warten Sie ein bißchen!“ Dann verschwand sie in der Seitentür, die, wie er wußte, zu Lisbeth's Zimmer führte. Nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder und winkte ihm.

„Geben Sie ihr Ihre Veilchen selbst“, sagte sie, als er an die Schwelle kam, in etwas brüskem Ton, woran er erkannte, daß sein Eindruck richtig gewesen war. Mächtigere Einflüsse öffneten ihm diese Tür, und sie bechied sich.

So trat sie zurück, um ihn einzulassen.

Nun stand er auf der Schwelle von Lisbeth's Zimmer, und seine Augen überflogen den einfachen Raum, der nicht gerade mädchenstübchenhaft, sondern eher mit dem Ausschuß der vorhandenen Möbel eingerichtet war, wie eben ein Zimmer, das nie ein fremdes Auge sieht. Auffallend viele Bücher gaben ihm ein studentisches Gepräge. Doch Bruno unterschied eigentlich gar nichts als dort beim Fenster den niederen Fauteuil, in dem sich eine zarte Gestalt abzeichnete. Die Frühlingssonne weckte Glanzlichter auf dem schlichten, seidigen Haar und verklärte die Blässe des Gesichts.

Bei seinem Eintritt erhob sich Lisbeth, blieb aber, auf die Lehne des Stuhls gestützt stehen, denn sie wollte ihn ihren noch so schwankenden Gang nicht sehen lassen.

Bruno eilte auf sie zu, statt ihr aber die Veilchen zu geben, legte er diese rasch auf die Platte des schräg die nahe Zimmerdecke ausfüllenden Schreibtisches, in dem instinktiven Bestreben, die Hände freizubekommen, um die Lisbeth's zu fassen.

Minutenlang standen sie und hielten sich so, einander in tiefer Bewegung anblickend, wortlos. Doch ihre glänzenden Augen verrieten ihm, wie sie sich des Wiedersehens freute, und die feinen hingen mit einem solchen Ausdruck entrückter Freude und Ergriffenheit an ihr, daß auch ihrerseits kein Zweifel mehr möglich war.

Sobald er sich nur einigermaßen fassen konnte, drückte Bruno das junge Mädchen sanft auf ihren weichen Stuhl zurück, wobei er selbst mit dem Knie auf das große Kissen sank, das da als Stütze für Lisbeth's Füße lag . . . Ehe er

aber diese Stellung einnahm, wandte er sich in gewohnter Scheu um, denn so sollte ihn niemand erblicken als sie . . . Doch sie waren allein, die Doktorin hatte das Zimmer verlassen.

„Warum waren Sie gestern nicht da?“ fragte Lisbeth leise.

„Die Mama hat mich — abgedankt.“

Sie lachte ein bißchen und schüttelte den Kopf. „Nein, nein! . . . Jetzt gibt's kein Verschwinden mehr, kein Sichnicht-mehrblickenlassen . . . Jetzt —“ ihre Stimme wurde ganz leise, „jetzt — dürfen Sie mich — nicht mehr — sehen — lassen.“

Nun lachte auch er, aber mit feuchtglänzenden Augen.

Er vermochte nicht zu sprechen, denn was er ihr alles zu sagen hatte, das wäre zu aufwühlend für die kaum noch im Anfang der Erholung Begriffene gewesen. So hielt er an sich, nur leise flüsternd: „Lisbeth! Lisbeth!“

Auch sie wußte, daß die Zeit für Auseinandersetzungen und Erklärungen noch nicht gekommen war.

Mit leiser Hand strich sie ihm ein vorgefallenes Haarsträhndchen aus der Stirn und fragte bloß vorwurfsvoll: „Krieg ich denn die Veilchen nicht?“

Er sprang auf und gab sie ihr. Dann kehrte er nicht auf den früheren Platz zurück, sondern nahm sich einen Stuhl wie ein gesitteter Mensch, und Lisbeth half ihm, ein unbefangenes Gespräch einzuleiten, da man es doch vermeiden wollte, von dem zu sprechen, was Herz und Seele am meisten erfüllte.

Sie brauchten auch gar keine Aussprache. Wußten sie doch, daß sie einig waren, zueinander gehörten, und in ihren Herzen zitterte das Glück des Sichfindens.

Sie erzählte ihm von Raimund, der schon vor mehreren Tagen nach Berlin zurückgefahren war, aber ihr täglich schrieb. „Er läßt Sie auch jeden Tag grüßen“, setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das Bruno neugierig auf die Stellen dieser Briefe machte, in denen er selbst und diese Grüße vorkamen.

„Vermutlich macht er sich über mich lustig?“ mutmaßte er.

„O nein, aber er nennt Sie den unphilosophischen Philosophen.“

Die Erinnerung, die in ihrem Lächeln lag, nämlich die an die in Raimunds Brief enthaltene Frage: „Was macht der gewisse Bruno?“ — die erste Andeutung darauf, daß sie in ihren Fieberträumen diesen Namen genannt hatte — wurde Bruno heute noch nicht mitgeteilt, doch er dachte sich ohnehin Ähnliches . . . Mochte er ihn nur auslachen. Bruno kümmernte sich gar nicht mehr darum. Er war ja so glücklich!

Die vorsichtig eintretende Doktorin fand die jungen Leute in gegemender Entfernung voneinander und in einem erwünscht leidenschaftslosen, von Lisbeth's Seite sogar harmlos munteren Gespräch begriffen, aber die strahlenden Augen ihrer Tochter kündigten ihr doch an, was sich sonst nicht kennzeichnete.

„Ich bedauere, Herr Doktor, daß ich Sie für heute an die Luft setzen muß“, sagte sie, sich nähernd.

Bruno sprang sofort gehorsam auf, aber er fragte auch gleich: „Wann darf ich wiederkommen?“

Noch ehe die Mama den Mund öffnen konnte, sagte Lisbeth mit liebenswürdiger Selbstverständlichkeit: „Morgen natürlich!“

Er kam nun wirklich alle Tage, wenn auch nur für kurze Zeit, aber wenigstens wurde dann kein anderer Besuch zugelassen, und da Lisbeth täglich kräftiger wurde, brauchte er bald nicht mehr zu fürchten, daß es sie zu sehr aufregen würde, wenn er ihr sein Herz erschloß, und er begann ihr alles zu sagen, was er sonst nur dem Bild der Mutter mitgeteilt hatte.

Da Doktor Gartenberg auf einem mehrwöchigen Aufenthalt in Meran bestand und vorher nichts von der öffentlichen Verlobung wissen wollte, mußte Bruno schon nach einigen Tagen seine Braut auf die Bahn bringen und sich auf Wochen hinaus mit dem schriftlichen Erguß seines Innern begnügen.

Während Lisbeth's Abwesenheit blieb die Sache auch wirklich geheim, doch jeder, der Bruno Bodenbauer in dieser Zeit

erblickte, wußte sofort, daß eine entschiedene Wandlung mit ihm vorgegangen war. Er sah so ganz anders aus.

Die Wochen, in denen Lisbeth fern weilte, sah er wieder viel unter dem Bild der Mutter, doch mit wunderbar beschwichtigter und aufgehellter Seele. Wohl schmerzte ihn noch der Gedanke, daß sie keinen Teil mehr an seinem Glück haben konnte, doch er wußte, wenn die Abgeschiedene ihn umschweben dürfte, würde sie sich freuen darüber, daß er nicht mehr in lichtloser Trauer verharre und sich das liebste, beste Geschöpf gewonnen hatte. Die Überzeugung, daß seine Mutter Lisbeth geliebt haben würde, heiligte seine Wahl.

Auch die Furcht vor Verlusten war von seiner Seele genommen, seit er so nahe daran gewesen, das Liebste zu verlieren, ohne es besessen zu haben.

Zu Ostern gab es ein freudiges Wiedersehen, denn Lisbeth kehrte erholt und gänzlich wiederhergestellt heim, und nun wurde in Anwesenheit des aus Berlin zu Besuch gekommenen Naimund die Verlobung gefeiert.

Sonst werden die meisten Verlobungen von den außerhalb Stehenden als unpassende betrachtet, doch diesmal wunderten sich die Leute nur darüber, daß Bruno Bodenbauer so etwas Vernünftiges getan hatte.

Am meisten sein Vater.

„Ich hab' immer geglaubt, er hat gar nichts von mir“, sagte der alte Bodenbauer befriedigt. „Jetzt seh ich, daß er

doch eine Ader von mir hat, sonst hätte er keine so gute Wahl getroffen.“

Auch der kleine Bruno war sehr einverstanden damit, daß er Lisbeth von jetzt an Tante nennen sollte, denn „Doktorfräulein“, meinte er, sei so wie so zu lang.

Damit sie diejenige kennenlerne, die im Leben dem Herzen ihres Verlobten am nächsten gestanden hatte, kam Lisbeth in den nächsten Tagen mit ihrem Bruder einmal in die Wohnung des Bräutigams und stand dort mit ihm unter dem Bild das mild und gütig auf sie herabblückte.

Naimund ließ unterdessen nach seiner scharf prüfenden Manier die Blicke im Zimmer umhergehen, über die großen Bücherchränke, hinter deren Glasscheiben die bunten oder mischfarbigen Einbände der Folianten schimmerten — Herrgott, gab es da Schmöler! — und über den Schreibtisch und die da aufgehäuften Papiere. . . Diese erinnerten ihn an das Werk, an das Bruno sich gemacht haben sollte.

„Du!“ rief er ihn neckend an: „Gewisser Bruno! Wie weit bist du denn mit deiner geschichtlichen Philosophie oder philosophischen Geschichte oder was es ist? Noch immer bei dem alten Wasserschädel, dessen Namen die Lisbeth dir angehängt hat?“

„Nein“, versetzte der „gewisse“ Bruno mit einem lächelnden Blick auf seine Braut. „Über den Thales bin ich jetzt hinaus.“



**Das Berliner Lorching-Denkmal.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Zu den vielen Denkmälern des Berliner Tiergartens hat sich jüngst ein weiteres gekellt: das Standbild Lorchings, der neben Karl Maria von Weber wohl am tiefsten ins Volk eingedrungen ist, kraft der irredeutlichen Jungheit und Schlichtheit seiner leicht im Ohr haftenden Weisen. Es war am 28. Oktober, als sich in der Nähe der Rousseauinsel eine festliche Menge versammelte, um der Enthüllung des Standbildes, einer Schöpfung Professor Eberleins, beizuwohnen. Unter den Klängen Lorchingischer Musik laut die Hülle, und die herblichen Blätter rieselten über die Marmorgefäß Lorchings, der in schlichter Haltung, Notenblatt und Stift in den Händen, wie sinnend auf seinem Sockel steht. Sehr hübsch war die Idee des Bildhauers, die Hauptfiguren der Lorchingischen Opern durch einen maskierten Luttenkranz zu verjüngen, deren Bedeutung aus charakteristischen Merkmalen leicht zu erkennen ist. Der Sockel trägt als einzige Inschrift den Namen Lorching. Mit welchen Gefühlen mögen die hochbetagte Tochter des Komponisten, Frau Charlotte Kraft, die mit ihrem Sohn aus Wien gekommen war, um der Feier beizuwohnen, und der in Berlin wohnende Sohn Lorchings, der Schauspieler Hans Lorching, auf das Standbild des Toten geblickt haben, den ein Teil der jetzt so willig ihm erwiesenen Ehren bei Lebzeiten hätte hoch beglücken können, dem aber, wie so manchem bedeutenden deutschen Künstler, ein Los der Armut und Dürftigkeit beschieden war!

**Der Rücktritt des Grafen Goluchowski.** (Zu dem Bildnis auf der nächsten Seite.) Der Minister des Auswärtigen in Wien, Graf Agenor Goluchowski hat am 21. Oktober dem Kaiser Franz Joseph sein Demissionsgesuch eingereicht, das von dem Monarchen angenommen wurde und mit den Schwierigkeiten begründet wird, die

der Annahme des gemeinsamen Budgets in der ungarischen Delegation im Wege ständen, wenn Graf Goluchowski länger im Amt bleiben würde. Mit diesem Rücktritt hat eine verhältnismäßig lange und

wichtige Diplomatenlaufbahn ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Am 25. März 1849 wurde Graf Agenor Goluchowski geboren. Im Jahre 1872 trat er in den diplomatischen Dienst ein, und zwar als Attaché bei der Berliner Botschaft. Später in das

Ministerium des Auswärtigen berufen, rückte er 1878 zum Hofrat auf, wurde 1883 als Legationsrat an die Botschaft in Paris versetzt, um bald darauf, und zwar bis zum Jahre 1893, den österreichisch-ungarischen Gesandtenposten in Bukarest zu übernehmen. Am 16. Mai 1895, nach dem Rücktritt des Grafen Kalnoki, erfolgte Goluchowskis Ernennung zum Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Auswärtigen. Wie jeder leitende Staatsmann hat er Lob und Tadel über sich ergehen lassen müssen und mit viel Mühen und Gegenströmungen zu kämpfen gehabt. Aber dem Programm Goluchowskis, an dem er auch treulich festgehalten hat, stand als Leitstern die Vermählung, Friedenspolitik zu treiben und treu am Dreibund festzuhalten. Wiederholt hat er seinen Monarchen auf wichtigen Auslandsreisen begleitet, so im Jahre 1897 auf der bedeutungsvollen Fahrt nach Petersburg. Die Verständigung und freundschaftliche Annäherung zwischen der österreichischen Monarchie und der russischen Regierung hat in Goluchowskis den eifrigsten Förderer gehabt. Eine maßgebende Rolle vertrat der Staatsmann noch in der Marokko-Konferenz, wo ihm sein Eintreten für die deutschen Interessen den besonderen Dank Kaiser Wilhelms eintrug.

**Dr. Johann Dierxon.** (Zu dem Bildnis auf der nächsten Seite.) Am 28. Oktober starb in Lowlowitz bei Kreuzburg in Oberschlesien der Rektor der deutschen



Das Lorching-Denkmal in Berlin.  
Ausgeführt von Professor G. Eberlein, Berlin.



G. Sieber, Gelpograph, Berlin.

**Graf Agenor Goluchowski.**

der Fortpflanzung der Bienen festzustellen. Die hohe Entwicklung der Bienenzucht in Deutschland ist zum größten Teil den bahnbrechenden Entdeckungen und Verbesserungen Dzierzons zu danken, der seine Betriebsmethoden und Entdeckungen in mehreren Ber. en und der von ihm herausgegebenen Fachzeitschrift „Der Bienenfreund aus Schlesien“ veröffentlichte.

**Vorfürer des Automobils.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Der Wunsch, sich von dem Gespann freizumachen und sogenannte selbstfahrende Wagen zu konstruieren, reicht weit zurück, um Veruchen, ihn zu erfüllen, hat es in der Vergangenheit nicht gefehlt. Schon im 16. Jahrhundert wurden in Nürnberg solche Kunstwagen gebaut.



**Dr. Johannes Dzierzon †.**

nur auf Krankefahrstühle; Leute, die an den Beinen gelähmt waren, konnten sie durch Drehen einer Kurbel vorwärts bewegen. In ein neues Stadium trat aber die Frage, als die Dampfmaschine vervollkommen wurde. Schon im Jahre 1769 ließ der französische Ingenieur Cugnot den ersten Dampfswagen auf dem Pariser Straßenpflaster laufen. Das Gefährt zerstellte an einer Mauer. Von nun aber tauchten ohne Unterlaß neue Konstruktionen der Dampfautomobile auf. Es kam die Zeit der Dampfputzchen und Dampfomnibusse. In England wurden sogar regelrechte Automobillinien eröffnet, und man konnte sich schließlich rühmen, daß der Straßen-

dampfswagen schneller fuhr als die Postkutsche. Schließlich erlagen diese ersten Automobile den Eisenbahnen. Aus jener Zeit stammt die nebenstehend abgebildete Dampfputzche, die der italienische Genieoffizier und spätere General Bordinò im Jahr 1830 in Turin konstruiert hat. Im hinteren Teil eines Landauers

Bienenzüchter, der ehemalige katholische Pfarrer Dr. Johann Dzierzon, der noch am 16. Januar dieses Jahres seinen 95. Geburtstag in vollkommener geistiger und körperlicher Frische hatte begehen können. Schon im Jahre 1869 trat Dzierzon aus dem Amt, um sich ganz dem Studium und der Züchterei der Bienen zu widmen, über deren Leben und Schaffen er hochinteressante Aufschlüsse gab. Dank seiner Erfindung der einzeln herausnehmbaren Waben gelang es ihm, die bisher räthelhafte Herkunft der Drohnenweibchen zu ergründen und die wunderbare Fähigkeit der Bienenkönigin, das Geschlecht der Eier den Zellen anzupassen, wie die Weibchen

zu erfüllen, hat es in der Vergangenheit nicht gefehlt. Schon im 16. Jahrhundert wurden in Nürnberg solche Kunstwagen gebaut. Wenn sie trotz ihrer sinnreichen und praktischen Konstruktion Kuriositäten blieben, so lag dies daran, daß die Techniker der damaligen Zeit die Kraft des Pferdes nur durch die der Menschen zu ersetzen vermochten. Immerhin konnten die Kunstwagen des Nürnberger Mechanikers und Zirkelschmieds Johann Hautschin in der Stunde 2000 bis 3000 Schritte zurücklegen, alle möglichen Wendungen machen und auch bergauf und bergab fahren. Diese Automobile konnten in das Verkehrsnetz nicht eingreifen, ihre praktische Verwendung beschränkte sich schließlich

ist hier eine Dampfmaschine angebracht, die den Wagen vorwärts treibt. Es fanden sich aber nur wenige, die auf dem Ehrenplatz dieser Dampfputzche Platz nehmen wollten, da man sich von der Hitze, den Funken und dem Rauch der kleinen Lokomotive belästigt wurde. Einige Zeit lang wurde das Automobil zur Belustigung in Karnevalsanzügen gefahren; dann wanderte es in eine Remise und fand schließlich Unterschlupf in dem Gewerbemuseum in Turin. Von hier aus wurde es neuerdings auf die Ausstellung für die Geschichte des Transportwesens nach Mailand gebracht. Und wenn der Besucher heute lächelnd dieses grobe Fahrzeug betrachtet, so darf er doch nicht verheimlichen, daß aus scheinbar unpraktischen Anfängen sich große Kulturverrichtungen entwickeln.

**Der lebende Brunnen.**

(Zu der nebenstehenden Abbildung.) In dem Dorfe Gunten am Thuner See lockt ein liebliches Naturwunder im Sommer oft die Blide der Durchwandernden an. Die Brunnenröhre, die den dörflichen Wassertrog speist, ist von einer lebenden Pappel umschlossen, so daß es aussieht, als gäbe der Baum sein Herzblut her für die Bewohner des Heimatortes. Das scheinbare Wunder findet in der Entstehung des Baumes eine sehr natürliche Erklärung, wunderbar aber bleibt die zähe Lebenskraft der Pappel, die einst als Pfahl in den Boden gerammt wurde, um der Brunnenröhre als Träger zu dienen, und die dann, dank der Feuchtigkeit der umgebenden Erde, von neuem Wurzel schlug und zu grünen begann, um sich zu dem stattlichen Baum von heute auszuwachsen. Die Röhre, aus der plätschernd das kühle Quellwasser rinnt, ist gut eingewachsen und besitzt in dem Baum den besten Schutz gegen die Winterkälte.



Strass, Zürich, phot.

**Der lebende Brunnen im Dorf Gunten am Thuner See.**

der umgebenden Seite.) Die neueste Sensation auf dem Gebiet der kleinen technischen Erfindungen ist der „Registrierapparat für den Erfolg oder Mißerfolg eines Theaterstücks“, den unsere Abbildungen zeigen. In der Premiere von Gabriele d'Annunzios neuem Stück „Più che l'Amore“ (Mehr als die Liebe) sollte er Ende Oktober im Costanzitheater zu Rom zum erstenmal in Gebrauch genommen werden. Der in der Art der bekannten Automaten gebaute Apparat enthält drei Spalten: Ja (Favorevoli), Nein (Contrari), und Enthalten (Astenuti). Bei Einwurf einer Metallmünze in den rückseitig angebrachten Schlitze erscheint in dem betreffenden Fach eine Zahl, während das unterste Fach vorn — „Votanti“, d. h. Wähler — die Zahl der Einwürfe regi-

strirt.



Copyright 1906 by Alfieri & Lacroix, Mailand.

**Das Automobil des Generals Bordinò vom Jahr 1830.**

striert. Man sieht also auf den ersten Blick nicht nur, wie viel Stimmen abgegeben wurden, sondern auch, wie viel sich neutral ver-



Theaterautomat.

hielten, und wie viel für oder gegen das Stück waren, so daß der letzte Theaterbesucher, der die bei Anianj des Billets empfangene Metallmünze in den Schloß gesteckt hat, genau weiß, ob das Stück durchgefallen ist oder nicht — falls er das an anderen Anzeichen nicht bereits festgestellt haben sollte!

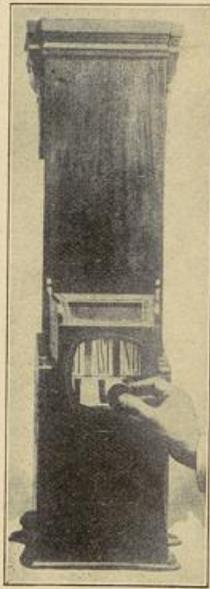
**Schwalbennest.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Es ist ein rührendes Idyll aus der Vogelwelt, das un'er Bildchen veranschaulicht. Im Tanzsaal zu Aens in Oldenburg fand man an einer der wohl selten benutzten Vogenlampen ein Schwalbennest, das fest an die glatten Metallwände geklebt, aber von den gefiederten Bewohnern verlassen war. Der Boden mag ihnen unter den Füßchen buchstäblich „zu heiß“ gewesen sein, oder die Unruhe im Saal hat die Schwalbennester vertrieben, ehe sie das Gelege von fünf Eierchen noch ausbrüten konnte. Es mag ihr schwer



Schwalbennest an einer Vogenlampe im Tanzsaal in Aens (Oldenburg).

Zu der Wucht und Einfachheit dieser Anordnung drückt sich Bismarcks Art und Größe überzeugend und eindringlich aus.

**Das Ende des Eisenzeitalters.** Im vorigen Jahrhundert hat die Eisenerzeugung eine steigende Zunahme erfahren. Sie betrug rund eine Milliarde Tonnen, und um diese Masse Metall zu erhalten, mußte man über drei Milliarden Tonnen Eisenerze verarbeiten. Dadurch wurden die bekannten Eisenerzlager stark beansprucht, und es entstand die Frage, wie lange sie noch erhalten werden und ob das glorreiche Zeitalter des Eisens nicht einmal infolge des Mangels an diesem Metall ein jähes Ende nehmen werde? Nach einer in Schweden ausgearbeiteten Berechnung können die auf der ganzen Erde bekannten Eisenerzlager noch gegen zehn Milliarden Tonnen Erze liefern, da aber die Welt jährlich gegen 150 Millionen Tonnen Eisenerze verbraucht, so werden



Theaterautomat.

genug geworden sein, ihr kleines Haus aus Lehm im Stich lassen zu müssen, das sie so mühsam erst aufgebaut hatte. diese Lager noch im zwanzigsten Jahrhundert erschöpft sein. Auf den ersten Blick scheint also das Ende des Eisenzeitalters sehr bald bevorzustehen. Es ist aber sicher, daß es gelingen wird, neue Eisenerzlager zu entdecken und auch die heute als minderwertig bezeichneten Erze zweckmäßig zu verarbeiten. Zimmerlin könnte nach Jahrzehnten eine Eisenerzmine über die Menschheit kommen. In dieser Hinsicht befindet sich Deutschland erfreulicherweise in günstiger Lage. Englands bekannte Eisenerzvorräte beziffern sich auf nur 250 Millionen Tonnen, diejenigen der Vereinigten Staaten auf eine Milliarde 100 Millionen Tonnen, während Frankreich und Rußland je über anderthalb Milliarden Tonnen verfügen. Dagegen beläuft sich die in Deutschland vorhandene bekannte Eisenerzmenge auf zwei Milliarden 200 Millionen Tonnen.

**Ein neues Bismarck-Denkmal.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 28. Oktober wurde in Bergedorf bei Hamburg ein neues Bismarck-Denkmal enthüllt, das sich durch die Originalität der Gestaltung von all den vielen dem großen Toten geweihten Gedächtniszeichen unterscheidet. Es erinnert, wie unsere Abbildung sehen läßt, in seinem Aufbau an eins der Hümngräber, die aus den Schatten der Vergangenheit ehrsurchtgebietend hineintragen in unsere heutige Zeit. Im Sinn des Wahlspruchs Bismarcks: „In trinitate robor“ (in der Dreieheit die Stärke), erhebt sich auf drei massiven Säulen ein gewaltiger Felsblock, in den der markante Bismarckkopf reliefartig eingelassen ist.



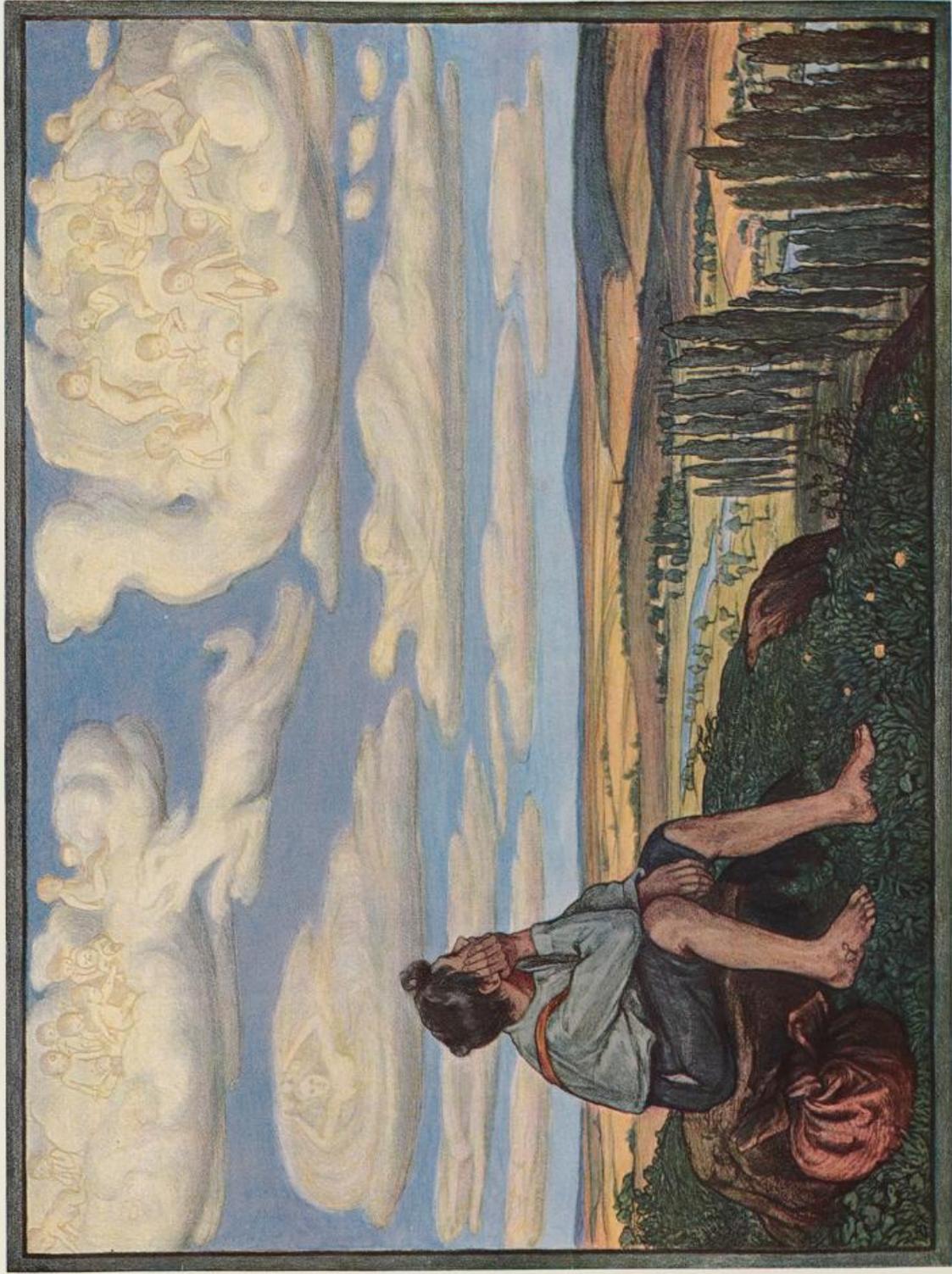
Das Bismarck-Denkmal in Bergedorf bei Hamburg.

## „Mathilde Möhring“ der letzte Roman von Theodor Fontane.

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern einen besonderen literarischen Genuß in nahe Aussicht stellen zu können. Es ist uns gelungen, aus dem Nachlaß des unvergessenen Dichters Theodor Fontane dessen vollendeten Roman „Mathilde Möhring“ zu erwerben. Dieses Werk, das alle Vorzüge der klassischen Erzählerkunst Fontanes in ihrer schönsten Reife zeigt, wollen wir den Lesern noch in diesem Jahrgang darbieten. Wir beginnen schon in der kommenden Nummer 46 mit der Veröffentlichung dieses Meisterwerkes, das sicherlich dem heimgegangenen Dichter wie der „Gartenlaube“ viele neue Freunde zuführen wird.

Verlag und Redaktion.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger u. m. b. H. in Leipzig. Verantw. u. l. i. c. h. t. e. d. e. d. e. r. Dr. Hermann Fischer; für den angez. e. n. e. i. e. l. b. e. r. a. n. t. w. o. r. t. l. i. c. h. Franz Boerner. beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth; für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Rasael. beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Aus der „Stunde für die Deutsche Jugend“, Zehnheft Nr. „Wunder“, Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin.

**Wolkenschiffe.**  
Originalaquarell von C. Hensel.

